

Das Plauderstüblein.

Darin froh und ernste Kunde zu finden: von der Anna Marie und dem Magister Leo; vom Winthirus von Neuhausen; von den alten Burgen zu München, ihren fürstlichen Bewohnern und vielem Anderen; hinwieder vom Ulrich Diener und was Heiligwerden schwer sei; vom Bischof Culpeck, vom St. Benno, vom Cardinalshut in der lieb Frauenkirche und vom St. Arsacius daselbst; weiters vom Peter Flecklein auf dem Rindermarkt und allerletzt vom großen Christophl oder dem hl. Onuphrius nächst dem Rathhaus zu München.

Für Alt und Jung

erzählt

von

Dr. Franz Trautmann.

München, 1855.
Verlag
des kathol. Büchervereins.

F.P.



Das Plauderstüblein.

Darin froh und ernste Kunde zu finden: von der Anna Marie und dem Magister Leo; vom Winthirus von Neuhausen; von den alten Burgen zu München, ihren fürstlichen Bewohnern und vielem Anderen; hinwieder vom Ulrich Diener und was Heiligwerden schwer sei; vom Bischof Culpeck, vom St. Benno, vom Cardinalshut in der lieb Frauenkirche und vom St. Arsacius daselbst; weiters vom Peter Flecklein auf dem Kindermarkt und allerletzt vom großen Christophl oder dem hl. Onuphrius nächst dem Rathhaus zu München.

Für Alt und Jung

erzählt

von

Dr. Franz Trautmann.

München, 1855.
Verlag
des kathol. Büchervereins.

F.P.

Vorwort.

Liebe Landsleute! Wenn Einer unter Euch Etwas in Erfahrung bringt, was ein guter Freund auch gern erführe, weil es ihm über Das und Jenes Aufschluß geben, weiters ihn erheitern, trösten, warnen, im Ganzen aber zum Guten aneifern könnte, so denkt wohl Jeder: Sobald sich gute Gelegenheit findt', sagst Du's ihm!

Da findt' sich dann diese gute Gelegenheit früher oder später, es erfreut sich Einer an des Anderen herzlichem Vertrauen, und gerathen dann Beide in ein gemüthliches Geplauder.

Wie's nun da ist, so ergeht's mir mit Euch.

Davon kenn' ich freilich gar Wenige.

Aber ich bin Euch Allen, wie ein Freund dem Anderen, und weil ich Dieß und Jenes weiß und empfind', davon ich meine, es möcht' Euch nicht ganz zuwider sein, wenn ich's Euch mittheilte, so hab' ich Das schon mehrmals gethan und etliche Geschriften ausgehen lassen.

Deren führt jede ihren sonderlichen Namen.

Weil ich nun wieder eine Geschrift ausgehen lass' und glaube, Ihr möchtet Eines oder das Andere gerne

vernehmen, so daß da ein traulicher Verkehr und ein froh frommes Geplauder draus erwachse, hab' ich gedacht, nennst die Geschrift gleich beim rechten Namen.

Also sind wir bei Einander im Plauderstüblein. In Dem mag ich Euch Allerlei erzählen, einmal Dieß und das andere Mal wieder etwas Anderes.

Das wollte ich Euch zum Voraus sagen.

Mit Gott, liebe Landsleute!

Inhalt.

Die schön fromme Mähr' von der Anna Marie und dem Magister Leo.

Zum Himmel steigt eine Leiter auf —
Da steigen all des Tages Lauf
Die Seelen der Erwählten empor,
Auf daß sie kommen zum Engelschor,
Seh'n unsers Herren Angesicht —
Und wohnen in seinem Glanz und Licht.

Selb' Leiter ist wohl hoch zumal,
Nit aber breit, vielmehr gar schmal;
Und kommen Seelen aller Art —
Zur letzten heißt es immer: „Wart!"
Die Leiter ist auch schroff und steil,
Drum läßt sich manche Seele Weil',
Bedenkt in treu demüth'ger Art,
Was doch bedeute solche Fahrt,
Und will nit gleich mit einem Streich
Einrucken in das Himmelreich.

Nun weiß ich, was vor kurzer Frist
An selb' der Leiter geschehen ist,

Da ein Magister lobesam
Auch in dieselbe Gegend kam.

Es war da eine hübsche Zeil',
Die zog so fürder, nit mit Eil',
Auf einem eingeschloß'nen Weg
Bis zu demselben Leitersteg.

Da waren Ihrer Zwei dabei,
Die waren gänzlich zweierlei.

Der Herr Magister lobesam
Sein' Pfad in sich'rer Weise nahm.
Doch vor ihm schritt ein Seelenleiblein,
Das war — von einem alten Weiblein.
Ihr kanntet sie, die Ann' Marie,
Im Pfründ zu hl. Geist allhie.

Das hätt' die Hände fromm gefaltet,
Und wo des Himmels Freude waltet,
Da sah's hinan in großer Scheu,
Denn's war ihm all' die Pracht gar neu,
Hätt' jeder Zeit in Armuth nur
Verfolgt des Lebens weite Spur —
Und wußte nicht, wie ihm geschah,
Da's nun gar so viel Schönes sah,
Drein's jetzt, nach Blindheit und viel Weh,
Auf einmal kommen sollt' für je.

Wie nun selb' Weiblein fürder schleicht,
Das dem Magister schlimm bedäucht.
Er denkt: Was soll der träge Tritt?!
Thät' manchmal einen längern Schritt,
Entbot dem Weiblein rauhen Gruß,
Und oder — trat ihm gar auf den Fuß,
Auf daß es möchte schneller gan
Zur Leiter hin und auf der Bahn.

Als wie das Weiblein Solches spürt,
Da wend't' sich's zu der Ungebürd'
Und denkt: „War wohl ein rechter Mann —
Der will voraus — den laß voran!"
Hielt drauf nicht ein zwar mit dem Beten,
Thät' aber hart zur Seite treten,
Auf daß der And're fürder käm'
Und seinen Lohn zum Ersten nähm'.

Das dünkte dem Magister gut,
Als daß er bald das Seine thut
Und meint, er dürft' nur so vorbei,
Dieweil's noch wie auf Erden sei —
Da hätt' er Jeden leicht verdrängt,
So ihm des Ruhmes Pfad beengt.
Hätt aber hie bald wahrgenommen,
Es sei da schwerer vorzukommen.
Denn, wie gesagt, der Pfad war eng,
Ergab sich drum schier ein Gedräng,

Und ward des Weibleins Seel' fürwahr
Erdrückt, da fehlt's kaum auf ein Haar.

Wie's nun beschaffen und nit ging,
Weß sich der Meister unterfing,
Vermeint' er, wieder abzulassen —
Sich weiters in Geduld zu fassen.
Da zeigt sich's, daß sein Hintermann
Eins vorgerückt sei, ganz heran,
Als daß der Meister vor nit kunnt',
Nit ruck, weil da der Andre stund.
Drob ward er ganz erbost und wild,
Und drückt' und drängte nicht gar mild,
Gar grollt er laut und schmäht und schwört,
So daß man's bis zum Himmel hört.

Wie da St. Petrus niederschaut,
Er schier dem scharfen Aug' nit trau't,
Daß ob dem Schelten und Gedräng,
Verhalten sei die ganze Meng',
Nächst daß die Seel' der Anna Marie
In Nöthen sei — wie früher nie.

Drob ward er nicht gering erbos't
Und rief herab: „Bist denn bei Trost?
Wer bist denn, der so drängt und ruckt
Und schier die frumme Seel' erdruckt?"

Selb Wort der Meister wohl vernimmt
Und alsogleich sein Wort anstimmt:

„Ich bin Magisters Leo Seel',
All sonder Mackel und sonder Fehl!
Hab' viel studirt und viel gedacht,
Hab' viel gesagt von Gottes Macht;
Erwiesen all sein tiefstes Wort,
Drob schallt mein Ruhm von Ort zu Ort!
Und soll nun hinter Weibern gan,
Die da ihr Lebtag nichts gethan,
Denn gläubig angenommen sein,
Was ich erwies in Sorg' und Pein?!
Da will die Seel' mich fürder lan,
Ich aber kumm' nit ruck, noch an!
Hilf Petre! Heb Dein' Finger auf,
Gieb meiner Seel den freien Lauf,
Heb' weg des Weibleins Seel' sofort
Und Den, der hier auf meinem Ort,
Und stell' sie in die hint're Reih',
Auf daß ich in mei'm Rechte sei!"

Alsbald St. Petrus Das vernimmt,
Er sonder Weil stets mehr ergrimmt
Und ruft heraus zur Himmelspfort':
„Was ist das für ein keckes Wort!
Du meinst, was Beßer's wohl zu sein,
Weil Du studirt mit Plag' und Pein,
Allbis Du nimmer weiter kamst
Und doch die Hilf im Glauben nahmst?
Hinwieder dort die frommen Seelen

Von Anfang glaubten, 's könn' nit fehlen,
Und trauten in der heiligen Brunst
Auf ihres Heilands Treu und Gunst!
Du kecker — überstolzer Gesell,
Noch solch' ein Wort! Auf da zur Stell'!
Und weil Du meinst, Du sollst voran,
Sollst Du nun grad am Letzten gan!
Büß' erst Dein' Stolz im Fegefeuer,
In Himmel kommst — — aber nimmer heuer!"

Gab alsbald mit sei'm Finger 's Zeichen —
Drauf thät' ein Engel niederstreichen.
Der faßt' den Meister öberst beim Kopf
Und führt ihn durch die Luft am Schopf,
Bis daß er ihn in's Feuer warf.
Die Straf' war recht, ob auch ganz scharf.

Wie Das das alte Weiblein sah,
Da stund es schier verwundert da,
Hielt's nit für möglich in der Welt,
Daß fromme Schlichtheit so viel gelt'!

St. Petrus aber sah den Schreck
Und rief: „Du — Mariann' — geh nur vom Fleck
Und mach', daß auf die Leiter kummst —
Du bist von Allen die Best' und die Frummst'!
Du hast geglaubt auf gut's Vertrau'n,
Selb thät Herr Jesu mit Freuden schau'n,

Und käm' daher der größte Geist —
Dein' selige Einfalt liebt er zumeist!"

Wie Das die Anna Marie vernommen,
Ist ihr ganz guter Muth gekommen,
Denkt: Wenn der Petrus also spricht,
Ist's etwan so — denn Der lügt nicht!
Bückt sich ein Etlich's demuthreich
Und lallt: „Dank — dank — ich komm schon gleich!"
Hätt' nächst ihr'n Fuß zur Leiter gesetzt
Und stieg bis in den Himmel zuletzt.

Dort ist sie nun in Seligkeit.
Doch mit Herrn Leo hat's noch Zeit,
Und wann er wieder kummt heran —
Da mag er wohl demüthiger gan.

So viel vermeld' ich, Franz Trauenzier,
Der edlen Dichtkunst Meister allhier
Zu München in des Herrn und Heilands Jahr
Fünfzehenhundert funfzig und sechs — fürwahr.
Selb thät' ich mit frohem Herz berichten.
Wer's besser kann, der soll's erdichten.

Die Geschichte vom Winthirus.

Von München ist nicht weit gen Neuhausen.

Selbiges Neuhausen ist ein richtiges Dorf, zieht sich ganz hübsch entlang bei grüner Fläche, und stehen schöne Bäume dieß= und jenseits, daß es schier lustsam erscheint.

Da meint dann Mancher, es sei eben auch ein Dorf wie ein anderes. Dem ist aber nicht so. Denn vor viel hundert Jahren lebte da der selige Winthirus.

Um diese Zeit war von der ganzen Stadt München noch kein Steinlein da. Die wilde Isar rauschte dahin, wo sie jetzt weitaus nimmer zu sehen ist, und wo jetzt Gaß' und Gäßlein und Plätze von Anfang bis zu End' sich aneinander reihen von allen Stadtthoren her, da war nichts als Wies' und grünes Hügelwerk — dahin sich etwan ein Reh oder Hirsch verirrte, oder drauf die Hasen Männlein machten.

Draußen in der Welt sah's freilich übel aus dazumal. Denn es war überall noch viel Heidenschaft zu finden, Krieg und Barbarei herrschten, und die Niederen und die Hohen tobten und hausten rastlos unter sich, daß es ein Graus war, und viele Bücher drüber zu schreiben wären.

Ist auch schon geschehen.

Nun war das Gewirr Dem und Jenem schon recht zuwider, sonderlich wenn er Freud am Christenthum hatte. Dachte sich dann ein Solcher: Haltet's, wie Ihr wollt! Ich mag von dem Hader und der Wirrniß nichts mehr wissen; mag mich vielmehr vom Weltlichen in die Einsamkeit zurückziehen — oder greif' vorerst zum Pilgerstab, wallfahrte gen die heilige Stadt Rom, wo nicht gar gen Jerusalem, und bleib' da. Oder ich komm' wieder, hab' mir ein gutes Heilthum und Reliquium erobert — mit dem geh' ich dann in einen Wald, sonst eine Schlucht, an einen schönen, stillen See oder in eine grüne, buschichte Landschaft — gleichviel — wenn nur wenige Menschen dahin kommen, und werde da ein Einsiedler!

So dachte solch Einer. Kam dann wohl hie und da über manchen Fleck Landes, wo nichts zu sehen war, als Wald und Flur, und heutiger Zeit eine Stadt oder große Ortschaft befindlich ist; da setzt' oder legte er sich unter einem Baum oder in's Gebüsch nieder, in den Schatten, sah zum blauen Himmel hinauf, an dem die weißen Wölklein standen oder dahin zogen, und freute sich der Nähe des Ortes, an dem er sich ansiedeln sollte.

Oder er dachte: wo wird es mich noch hinführen?

Denn da gab's Manchen und Manche, die das selbst nicht wußten und die ganze, heilige Angelegenheit einem weitern Zeichen Gottes überließen. Wenn dann ein Solcher oder eine Solche genug geruht oder erwogen hatte, ging's wieder fürder auf der Pilgerreis' durch Wald und

Haide, über grüne oder wüste Pfade — und kam Mancher an sein Ziel, eh' er daran dachte.

Wie nun Das hie und da zutraf, also erging's auch bei uns zu Land.

Item. Es war auch so ein blauer, sonnenheller, schöner Tag.

Da kam Einer daher, vor mehr als eilfhundert Jahren, mit einem Saumroß, drauf er wenig irdische Habseligkeit, aber desto mehr heilige Reliquien mit sich führte. Der kam herauf durch Pflanzen, Buschwerk und Gerüster über eine Hügelwies', setzte sich unter einen mächtigen, alten Tannenbaum, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sah hinaus in's Land.

Selb war aber der Winthirus, so auf seiner Wanderschaft begriffen war und den Ort suchte, an dem er sich ansiedeln sollte. Denn er mochte von der lauten Welt nichts mehr wissen.

Das war aber so gekommen.

Weit draußen in deutschen Landen stand ein schönes Schloß. Drin hauste ein mächtiger Herr, des Namens Anulph — und der war des Winthirus Vater.

Selbiger Anulph besaß viele Reichthümer an Gold und Kleinoden und mehr fruchtbares Land, als viele Andere mitsammen.

Das wußte er wohl zu nützen und sammelte stets größere Macht, so daß es schien, es könne nichts gegen ihn aufkommen. Also hielt er sämmtlich die anderen Herren in Dienstbarkeit, dachte nur an seine Gewalt, nie

aber an die Demuth, wollte vom Christenthum nichts wissen — und der Winthirus auch nichts.

Wie nun einst der hl. Corbinian einsprach und sie zur Rede stellte, sagte der Anulph:

„Heb' dich hinweg, ich hör' auf dein Wort nicht und bedarf Deines Mahnens nimmer!"

Dem Winthirus aber war des Vaters Rede zu kurz, ließ sich viel weiter heraus, und als er glaubte, es sei genug, schleuderte er dem Corbinian noch etliche Worte zu. Die lauteten: „Nun hab' ich Dir meinen Sinn verkündet, so daß Du mich wohl begreifen magst. Damit heb' Dich weg und laß Dir nie träumen, daß Du uns bekehrst! Denn uns bedünkt's nicht wohl, daß wir aus Kraft in Schwäche gerathen und wollen nicht verspottet und verfolgt sein von den Gewaltigen ringsum, die bis jetzt Ehrfurcht vor uns hegten und auf jeden unserer Winke und Worte lauschten!"

Darauf sagte der hl. Corbinian: „Weil Du meinst, der Glaube bring' Dir Spott, so soll Dir der Unglaube Verfolgung bringen und Dich von Deiner Höhe herabstürzen. Und weil Du meinst, Dir stehe nichts an, als dem Mächtigsten zu gebieten, so sollst Du froh sein, wenn Dir ein armes Bäuerlein Recht gibt — und wie Du nun aberhundert Felder hast und großen Ueberfluß, so wirst Du dereinst mit Freuden ein harte Krume Brodes essen — und der Du gewohnt, Dich auf stolzen Rossen zu brüsten, wirst einst in tiefster Demuth einem armen, schmächtigen Saumthier das Geleit geben!"

Darauf schied er von dem Schloß, unbekümmert um des Anulph und Winthirus Zorn und Staunen. Und als sie sich besannen und ihrer Etliche nachsandten, um ihn zu ergreifen und zurückzuführen, daß er schwerer Rache nicht entgehe, da ward der heilige Mann durch Gottes Schutz gerettet. Denn bei hellem Tag ward es Nacht vor der Verfolger Augen, und wie nahe sie ihm oft waren, den sie suchten — sie sahen ihn nicht.

Was aber er gesagt, das traf nicht viel später ein.

Denn die Gewalt des Anulph ward den Mächtigen der Lande umher zuwider; da er sie züchtigen wollte, fuhr ein sonderlicher Geist der Empörung in sie, also daß sie sich verschworen — darüber erwuchsen blutige Kämpfe — und in denen erprobten jene Zwei Muth und Heldenkraft. Das frommte aber nicht. Denn des Anulph Feinde waren mächtiger, als er, weil sie Eins geworden waren. Allerletzt erstürmten sie sein Schloß und erschlugen ihn. Den Winthirus aber nahmen sie gefangen, führten ihn hinweg und warfen ihn in einen Kerker.

Da blieb er mehre Jahre in Nacht und Dunkel und dachte allererst so: Könnt' ich doch Rache nehmen für meines Vaters Tod! Nun bin ich hier in der Kerkersnacht; aber meine Freunde werden ergründen, wo mein Aufenthalt ist. Dann sollen Die, so mich bezwangen, schmachten, wo nun ich.

Er hoffte aber vergebens. Denn es dachten ihn schier Alle todt oder verkommen.

Das währte stets länger und länger, und überfiel den

Winthirus allgemach große Oede und Schwermuth — bis er sein früheres Leben anders überdachte. Nächst kamen ihm die Worte Corbinians stets näher zu Sinn, und er erkannte, ein Theil derselben sei vollauf wahr und seines Vaters und sein Uebermuth gebeugt worden. Was aber das Andere betraf, das konnt' er sich nicht ganz enträthseln. Denn er hoffte nimmer auf die Freiheit und wußte nicht, wie er eines Bäuerleins Gunst und Gnade erobern möchte. Sonst aber ward's allgemach heller und heller in seiner Seele, so daß er allen heidnischen Wahn von sich scheuchte und innerlich zum Christenthum schwor. Das verlieh ihm solche Kraft, daß er sein Leid und Kümmerniß mit großem Muth ertrug und in seinem Kerker oft so froh war, wie Mancher nicht ist, der in goldener Freiheit weilt, und den nichts hemmt und bindet.

Wie nun bei Gott Alles möglich ist, ging des Winthirus Gefangenschaft dennoch zu Ende.

Denn es traf sich, daß Einer um den Anderen von des Winthirus Feinden dahinstarb, der Eine im Schlachtgetümmel — durch Frevlerhand der Zweite — der Blitz erschlug einen Dritten — und Ihrer mehr' verschlangen die Wellen, als sie über einen See fuhren.

Zuletzt lebten von Allen nur noch Zwei.

Von denen riß der Eine Alles an sich. Da raffte der Andere seine Macht zusammen, daß er all' seine Freunde und Mannen versammelte — und zog voll Siegeshoffnung aus.

Da träumte ihm, er sähe den Winthirus im Gefäng-

niß und in größtem Elend, er selbst aber vernehme eine Stimme vom Himmel, die ihm zuriefe: „Sind Dir nicht Zeichen genug geworden, daß der Fluch auf ungerechtem Gute laste? Du Uebermüthiger! Geh' in Dich und kämpf' Du für Recht, nicht aber für Unrecht. Auf da, weil es noch Zeit ist, ansonst fährt Deine Seele in ewige Nacht und Verderben!"

Auf Dieß erwachte Jener und war in seinem ganzen Sinn verändert.

Im ersten Strahl des Morgens berief er all' sein Kriegsvolk und sagte:

„Wie es da Nacht war, und nun das Licht des Tages hereinbricht — so ist die Nacht aus meinem Herzen gewichen und das Licht besserer Erkenntniß ist mir aufgegangen. Was wir vor dieser Zeit gethan, ist nichts denn arger Frevel gewesen, und so wir weiters drin verharren, sind unsere Seelen rettungslos verloren. Wenn Ihr nun wollt, zieht von hinnen mit mir gegen den Uebermüthigen, der mir Alles entriß — nicht aber, daß Ihr mir helft, des Winthirus Besitz an mich zu reißen, da wir den Räuber tödten — vielmehr daß wir den Winthirus befreien und in all' seine Macht wieder einsetzen! Denn er ist nicht todt, noch spurlos verkommen. Ich weiß, daß er lebt — und nicht fern von da ist er in einem Thurm gefangen!"

Als er Dieß sprach, erhellte Gott rings alle Herzen. Es erhob sich ein lautes Gerassel mit Schwertern und Schilden, und waren sämmtlich die Kriegsleute für den Winthirus.

Darauf währt' es nimmer lange — und eh' sich's der Räuber versah, zog des Winthirus reuiger Feind schon mit seiner Heeresmacht heran.

Da kam's zur blutigen Schlacht, drin die Macht des Bösen erlag. Er selbst aber ward umringt, und kämpfte, bis Jener auf ihn eindrang. Da schwangen sie die Schwerter auf einander in wildester Erbitterung. Zuletzt errang der Gute den Sieg und der Arge fiel im Kampf.

Mittlerweile sich das Alles auf der Wahlstatt zutrug, dachte der Winthirus in seinem Kerker: Da ist viel Streit und Kampf um meine Habe — und dachte weitaus nicht daran, daß ihm die Freiheit draus erwüchse. Vielmehr hofft' er nichts, denn seinen Tod — ob da der Eine siege oder der Andere.

Als er's demnach herankommen hörte in Jauchzen und Getümmel und vernahm, wie sie in den Thurm drangen, machte er sich bereit zu seines Lebens Ende und breitete die Arme aus, daß sie ihn sonder Widerstand tödten könnten, sobald sie seinen Kerker aufrissen und hereinstürmten. Und als der Sieger die Thüre aufstieß und in Mitte Zweier, welche Fackeln in den Händen trugen, ein blutiges Schwert in der Hand, hereinschritt, rief er ihm entgegen: „Erheb' Dein Schwert und tödte mich — ich wanke nicht und fürchte nichts. Denn meine Seele lebt in Christus und stirbt nicht mit mir!"

Da trat der Andere auf ihn zu und sagte: „Da ist Dir, wie mir! Denn auch *ich* bin im Herzen kein Heide mehr. Also glaub' nicht, daß ich komme, Dich zu *tödten*,

vielmehr Dich zu befreien, und nicht, daß ich mit Dir das letzte Reis Deines Stammes vernichte, sondern ich will, daß Dein Geschlecht neu aufblühe. Hie vernimm, daß ich Den erschlug, der Deinen Vater erschlagen hat. Sein Blut klebt an diesem Schwert. Nun bist Du gerächt — und er hat seine Schuld bezahlt! Dir aber geb' ich all Dein Eigenthum zurück, d'raus wir Dich vertrieben, und will Dir in Treue dienen, der ich Dein ärgster Feind war!"

Da sagte Winthirus: „Wohl Dir, daß Du ein Christ wurdest; und ich danke Dir für meine Freiheit. Was aber nun wieder mein ist, das will ich nicht mehr und stell' es freien Willens in Deine Hand. Nichts verlang' ich von Dir, denn ein rauhes Pilgerkleid, einen Stab und Dein geringstes Saumroß. Denn meines Bleibens ist nicht mehr in diesen Landen. Ich will wandern und wallen, bis das Wort ganz wahr geworden, welches mir St. Corbinian dereinst sagte. Also laß uns Beide und Alle, die ihr Herz verkehrten, den Segen der Taufe empfangen. Dann herrsche Du in diesem Gau und sieh' zu, daß der Glaube weiter und weiter gedeihe. Ich aber ziehe von hinnen!"

Darauf schritt er hinaus, trat nach langen Jahren wieder in Gottes freie Natur, blickte in großer Wehmuth auf das Schlachtfeld hin und betete für die Gefallenen. Dann wandt' er sich und schlug den Weg zur Burg seiner Väter ein. Da entbot er alle seine Dienstmannen. Die ließen sich sämmtlich mit ihm und seinem Befreier taufen. Dann forderte er sie auf, Jenem treu zu sein als ihrem

Herrn und Gebieter, nahm sein Pilgerkleid um — segnete noch Alle — und schied für alle Zeiten von dem Schloß.

So wanderte er fort und fort, und schritt ihm zur Seite sein Saumrößlein. Auf das legte er, was ihm Der oder Jener schenkte, und wo er Einen fand, der noch ärmer war, als er, da schenkt' er's ihm wieder. Also zog er immer weiter und kam seiner Zeit bis in's heilige Land und an's Grab des Erlösers.

Bis er aber dahin kam, sah und erfuhr er gar Vieles zum Nutz und Frommen seiner Seele — und in Anderem. Denn er hörte gar manches heiligen Mannes Wort, und ob er auch früherhin stolz geherrscht und keine niedere Arbeit gepflogen hatte — nunmehr schämt' er sich nicht, Hand zu bieten, wo's Noth that, und in Diensten der Niedersten zu pflügen.

Da mußt' er viel Demüthigung ertragen und war oft froh um eines rauhen Landmannes Nicken, wenn er sich überaus treu bemüht hatte.

Selbes Nicken bedünkte ihn aber nie das rechte. Er zog demnach wieder fort in viel Gefahr zu Wasser und zu Land bei wilden Völkern, hatte wie oft Hunger und Durst zu erleiden — als er aber, wie gesagt, in's heilige Land gekommen war, und des Corbinian Wort noch immer nicht eintraf, dachte er, von weiterem Suchen abzulassen und sein Leben in jenen Landen zu beschließen.

Da träumte ihm einst und er sah eine grüne Ebene in deutschen Landen. Auf der Ebene waren etliche Hütten und Bäume. Drauf meint' er einen kleinen Hügel und

näherher ein Weiherlein zu erblicken — und unweit davon sah er einen großen, alten Baum, an dem war ein rothes Kreuz. Unter dem, meinte er, steh' Einer in rauhem Gewand, wie ein Ackersmann — und der wink' und nicke ihm zu. So bedünkt' ihn. Drüber erwachte er, war über diesen Traum ganz erfreut und hielt er das Ganze für eine Mahnung des Himmels. Er ließ demnach vom Entschluß, in Palästina zu bleiben, wieder ab, belud sein armes Saumrößlein mit Heiligengebeinen, geweihten Kreuzen und etlichen frommen Bildern; dazu fügt' er auch einen guten Sack voll Erde des Bodens, drauf der Heiland gewandelt — dann verstrich nur kurze Zeit, und da war er schon auf der Heimkehr begriffen.

Nun hatte er wieder gar viel zu erstehen zu Wasser und zu Land. Das focht' ihn aber keineswegs an, denn er glaubte fest, ihm sei ein sicheres Ziel gesetzt. Hinwieder ward er auch gut empfangen auf manches mächtigen Herrn Schloß, der sich zum christlichen Glauben bekannte. Denn der Winthirus wußte Viel zu erzählen vom heiligen Land, wenn er eine Handvoll besagter Erde spendete, galt sie Jenem für den höchsten Schatz, und weil der Winthirus zu all Dem in jedem Dinge erfahren war, welches sich auf Feld und Wald bezog, hätte ihn Mancher gerne dazu vermocht, seine Hütte unweit dem Schloß aufzuschlagen und in der Gegend zu verweilen.

Der Winthirus ließ sich aber nie zu lange hemmen, vielmehr zog er wieder fort und heimwärts von Land zu Land und von Gau zu Gau, bei heißem Sonnenschein

und in Sturm, Regen oder Schneegestöber — bis er seiner Zeit auf bayrisch Erdreich gelangte.

Da war er ganz froh und freudig, denn er meinte — wußt' aber selbst nicht weßhalb, in Bayern müsse sich sein Traum bewahrheiten.

Da stieß er auch dort und da auf ein Paar Hütten oder Bäume; sah etwan auch einen Hügel unweit davon; hie und da auch ein Weiherlein; erblickt auch zu Zeiten Kreuze an Buch' oder Eichen, und zu öfteren Malen sah er sogar einen Landmann dabei stehen. Aber — der winkte ihm nicht und nickte ihm nicht zu; und was er sonst noch erblickte, es war eben nie beisammen und ganz so, wie er's im Traum erlebt hatte.

Also wanderte er stets weiter und weiter durch Wälder, Haiden und Auen und durchschritt manchen Fluß oder Bach mit seinem Saumrößlein, wenn er eine Furth fand. Dabei ging's demselben Saumthier oft nicht zum Besten. Auch was das Futter betrifft.

Dem Winthirus aber ging's auch nicht besser. Denn er hatte gar oft nichts, als etliche Wurzeln oder Beeren, und wenn er von Einem hie und da ein Stücklein rauhesten Brodes geschenkt bekam, meinte er, Wunder was das sei. Sah demnach recht gut ein, daß des Corbinian Wort auch *hierin* nicht fehle, blieb dabei seelenvergnügt, zog eben immer weiter, schlief Nachts unter einem Felsen, Baum oder Busch, bis der Tag wieder anbrach — ward aber Nacht über gar oft erschreckt, wenn ein Bär vorüber trollte und wild aufbrummte, oder wenn sonst ein Unthier unfern durch Wald und Gebüsch

brach — bei allem Dem half ihm aber der Himmel, so daß er mit Heil davon kam. Also wanderte er stets dankbaren Herzens wieder fort — bis er eines Tages in eine sonderliche Gegend gelangte.

In der strömte ein gewaltiger Fluß an steinigten Anhöhen dahin. Links davon ging's ein Weniges flach aufwärts. Weiter hinauf war dort und da eine Anhöh' zu sehen; durch dieß flache Thal schritt er hinan — und oben sah er's wieder hüglicht und dann eben fortgehen.

In dieser ganzen Gegend war's schon so ruhig, daß es ruhiger nichts geben kann, und weil der Winthirus das ganz liebte, auch ein altes Stücklein Brod im Habersack und seine Kürbisflasche mit gutem Wasser gefüllt hatte, das aus besagtem Gestein nächst dem Fluß hervorsprudelte, dachte er sich: Da hältst ein Kurzes ein und pflegst eine christliche Mahlzeit von was Wenigem du hast. Also setz' dich an einen guten Ort hin — da sind ihrer mehre!

Drauf sah er hin und her, dachte weit nicht daran, daß auf der Fläche und dem Hügelwerk dereinst was Anderes sein werde, denn Gras, Pflanzen und Bäume, übereins gefiel ihm ein Plätzlein vor allen am Besten, selb' war ein grüner Hügel und eine mächtige, alte Tanne darauf. Dahin wandte er sofort seine Schritte — und das war derselbe Tannenbaum und derselbe Hügel, letzt' auf dem heut' zu Tage St. Petri treffliches Gotteshaus zu München steht.

Da lehnte er seinen Pilgerstock an den Baum, ließ sein Saumrößlein weiden, wo ihm beliebte, setzte sich in

kühlem Schatten und Dornduft nieder, wischte sich, wie gesagt, den Schweiß von der Stirne und sah so hinaus in's Land da und dorthin. Dann betete er ein festes Vaterunser, verspeis'te folgend sein hartes Stücklein Brod, hielt sich dabei an seine Kürbisflasche mit dem kalten, klaren Quellwasser, und war ihm dabei so wohl, wie ihm nie gewesen, als er noch reich und mächtig, und ihm das Köstlichste zu Gebot gestanden war.

Wie er nun sein Gastmahl gehalten, auch eben so tapfer christlich beschlossen, wie begonnen hatte, lehnt' er sich mit dem Rücken an seinen Tannenbaum, kreuzte die Arme in seinem rauhen Pilgergewand übereinander und dachte: Da ist's wohl gut und geht eine kühle Zugluft. Aber draußen mag's noch vom Himmel herab sengen. Bleibst da, bis die ärgste Hitze abläßt, und denkst über Sonst und Jetzt nach. Ist auch so friedselig ringsum, als dir schier nirgends vorgekommen ist. Das spricht wohl zum Herzen — und wollt' mir doch ein Zeichen werden, daß ich da herum in dieser Landschaft verbleiben dürfte! Hätt's besser nicht vor. All' Das steht aber in Gottes Hand.

So sann er vor sich hin, lehnte da in der Stille und sah weiter nichts Lebendiges, als dort und hier ein Vögelein auf einem Fichtenbaum oder einer Eiche. Etwan hüpfte dem Winthirus eine Heuschrecke über die Holzschuhe — oder es gaukelte ein weißer Falter dahin. Ein und das andere Waldbienlein kam auch zu Zeiten heran und summte ihm um den Kopf herum, daß der Winthirus

seine stille Freude dran hatte — aber doch die Hand aufhob, wenn's ihm zu Zeiten gar zu nah' kam. Weiters regt' und rührte sich da nichts Lebendiges, als auf einem Ast unfern. Da ging's hie und da pik pik. Das war ein Baumhäcker, so mit seinem Schnäbelein pickte. Und von weiter her Drüben aus einem Gehölz — rief's zu Zeiten — „Kukuck!"

Es war also mehr nicht zu sehen und zu vernehmen, als so viel, daß die Gottesruh' nur um so mehr ersichtlich und fühlbar ward.

Die floß dem Winthirus auch in's innerste Herz und machte ihn überglücklich — und selb' Eines, was er noch vernahm, das lullte ihn erst ganz in heiligen Frieden ein.

Das war aber — das ferne Rauschen der Isar.

Das klang schier wundersam herüber und sprach ihn an, nicht als ob es eine Fluth von hienieden wäre — vielmehr, als höre er das Rauschen des Stromes der Jahrhunderte — die sich fort und fort wälzten in die Ewigkeit — —

All' über dem Schauen, Sinnen und stillen Lauschen kam Jenem ein sanftes Vergehen seiner wachen Sinne an, bis er einschlummerte. Und wie er so da lehnte, lächelte er noch im Schlaf, als sei ihm ganz selig zu Muth.

So viel Segen erwächst aus fromm liebevollem Blick in Gottes Schöpfung, die da auf Erden in Feld, Wies', Haide und Wald, in Thälern und auf Bergen, nächst Seen, Flüssen und Quellen, in Blumen, Blüthen und Thierlein — vielen oder wenigen — auf des Ewigen

Allmacht, Lieb' und Weisheit hie auf Erden hindeutet — und über uns weit aus am Himmel seinen Ruhm und seine Herrlichkeit verkündet in Millionen und aber-Millionen Gestirnen, die da funkeln und leuchten!

Dahin schaut kein Auge sonder Trost im Schweigen der Nacht, wenn die Sorge auf dem Herzen lastet und der Kummer den Schlaf verscheucht. Wer da hinauf schaut, gewinnt wieder Muth, daß er dennoch einschlummert, vielleicht was Schönes und Tröstliches vor der Seele erstehen sieht und daß er glückselig lächelt — — wie der Winthirus dazumal unter seinem mächtigen Tannenbaum.

Unter dem schlummerte er fort und fort, bis sich die Sonne zum Neigen richtete.

Da erwachte er.

Im Traum aber hatte es ihn bedünkt, er sei von seinem Tannenbaum hinweg gewandert und einem sicheren Orte zu, wo ihm sein Ziel und Glück zu Theil werde. Der Ort, meinte er, könne gar nicht ferne sein, und so deutlich hatt' es ihm geträumt, daß er glaubte, wenn er den Weg antrete, könn' er nicht fehl gehen und müsse noch eintreffen, eh' die Nacht vom Himmel sinke.

Sah auch wirklich das erste Merkzeichen, daran er vorüber sollte, und wie er weiter hinaus sah, das nächste, und so stets weiter hinaus. Da zweifelte er nimmer länger, sah auch, daß sein Saumthier der Gegend langsam zuschritt, als ob es wisse, daß er doch keinen andern Pfad einschlage — er erhob sich demnach mit freudigem Blick zum

Himmel, griff zum Wanderstab und machte sich unverweilt auf den Weg.

Da führte ihn ein Zeichen zum andern durch Wald, Busch und Gestrüpp, über grüne Auen, hinwieder über Steingeröll', das der reißenden Isar wechselnde Fluthen in grauesten Zeiten angeschwemmt hatten; dann wieder durch dichte Schlingpflanzen und über die Wurzeln längst verkommener Bäume hinweg — mit einemmal kam er unter vier mächtiger Eichen heiliges Dunkel. Das war das letzte Zeichen. Wie er aber freudig heraustrat — — sah er, was ihm dazumal in heiligen Landen so lebendig geträumt hatte.

Denn da stand er auf einer grünen Ebene, sah etliche Hütten und Bäume, drüben weiter einen Hügel, näherher war das kleine Weiherlein, an einem Baum sah er das rothe Kreuz, und an dem Baum, Angesichts des Kreuzes, stand Einer in rauher Ackermannstracht. Der war schon ein ganz altes Männlein und sah gerade so aus, wie Derselbige im Traum — nur daß er noch nicht winkte und nickte, aber freundlich, schier mild, herüberschaute.

Ueber all Dieß fuhr große Freude in das Herz des Winthirus, so daß er sich auf die Kniee warf und die Arme gegen Himmel dehnte.

Da sah der Andere stets fester her, denn er meinte, da sei Einer, den das Unglück in die weite Welt gestoßen habe, so daß er in großem Elend nahe, voll Hunger und Durst sei und sonder Muth, hinzutreten, wo Menschen

ihre Heimat aufgeschlagen. Das regt' ihm sein ganzes Erbarmen auf, so daß er die Hand erhob und dem Winthirus ein Zeichen gab, heranzukommen; auch nickte er mit dem Haupt, als sage er: Zaudere doch nicht länger und vertrau', da widerfährt Dir nichts!

Nun konnte sich der Winthirus nimmer halten. Er erhob sich, schritt auf Jenen zu und sagte: „Was winkst Du mir so freundlich — weißt Du denn, was mich zu Dir treibt?"

Sagte der Andere: „Möcht's wohl erkennen. Gram, Furcht und Hunger. Denn ich seh' Deine Freude, daß Dir mit Deinem mageren Saumthier etwa geholfen werde. Das soll wohl sein, und sollt Beide nicht hungrig von hier scheiden, so arm wir Wenige auch selber sind. Das will der Herr, den wir anbeten, ich und ihrer noch Fünf. Die sollen Dir nichts zu Leid thun, sondern Gutes. Denn wir sind sämmtlich Christen und fragen nicht: Bist Du ein Heide oder nicht, bist Du ein König oder Bettler, den sein Unglück zu uns führt."

Dem Winthirus aber schossen die hellen Thränen in die Augen, und so voll der tiefsten Rührung war er, daß er allererst nicht sprechen konnte.

Dann überwand er's jedoch, richtete sich hoch auf und sagte: „Ich bin kein Bettler und bin kein König, ich bin kein Heide und hab' kein Verlangen nach irdischer Speise und nach Trank. Mein Hunger ist nach dem Wort Gottes, mein Durst ist, gläubige Herzen zu finden, meine Armuth ist Mangel an Verdienst vor Ihm

und mein süßester Stolz ist tiefste Demuth vor dem Herrn. Die hab' ich gelernt in Kerkersnacht, in die sie mich warfen aus meiner Macht und meinem Hochmuth; und die gab mir freudig das Geleit durch alle Lande, über's Meer bis zum Grab des Erlösers — und hinwieder zurück bis an diesen Ort! Da ist nun mein Ziel. Das hat mir Gott in meinem Traum verkündet! Hier will ich bleiben, daß ich Euch lehre, zu säen und zu pflügen, wie sich's ziemt, und Ihr gute Früchte auf diesem Boden gewinnet. Aber ich will noch mehr — ich will Eure Herzen pflügen, daß die heilige Saat erhalten werde und wachs' und heranreife, die so leicht verkommen möchte, wenn Ihr nicht gewarnt würdet!"

Da sagte derselbe alte Bauer: „Sieh doch! Da sei Du dreimal willkommen! Denn mir ist sichtbar, es kommt der Segen über uns und trifft ein, nach was wir so viel Verlangen hatten! Komm' nur und zeig' uns, wie wir das widerspenstige Land bezwingen, das grünen Schmuckes voll ist und drunter voll dürren Sandes. Mehr aber sei unser Vater und Lehrer im Christenthum! Denn uns ward nichts zu Theil, als karge Botschaft der Worte eines heiligen Mannes, den sie Corbinian nannten. Den sahen wir selbst nie, sind aber gleichwohl im Herzen bekehrt worden, ob wir auch das Wenigste wissen und weiters erfuhren. Nun bist Du da und magst uns mehr verkünden. Also folg' mir und gieb mir zuerst Deinen Segen — denn ich weiß nicht, wie's mich zu Dir drängt. Aber so Du

Deine Hand über mich breitest, mein' ich, das sei Gottes Wille — und so gut, als ob mich St. Corbinian selber segnete!"

Dazu kniete das Bäuerlein ganz demüthig nieder.

Winthirus legte ihm seine Hände auf das Haupt und sagte: „Sei gesegnet! Das sind die Wege des Ewigen. Ich habe einst den Corbinian verstoßen, der ich ihn sah und seiner Lehre theilhaftig ward — Ihr aber habt seine Worte in Euch aufgenommen, obwohl Ihr ihn nie gesehen und gehört, den Gott zu seinem Sendboten erkor. Nun fügt er's, daß Ihr Meiner froh werdet, der ich bei Euch meinen Trost suche, und daß ich Euch zum Sieg im Christenthum führen soll, die Ihr mich schon lange darin besiegt habt!"

Darauf schritt er dahin an der Seite des Bäuerleins und auf die Hütten zu.

Eben sank die Sonne drüben in wunderbarer Gloria darnieder, all in Strömen von Gold und Purpur.

Aber schöner glomm das sanfte Roth auf den Wangen desselben Bäuerleins, der dem Winthirus das Geleit gab, dabei er seinen Worten lauschte und viel Heiliges vernahm, was er im Herzen längst empfunden, aber nie in Worte zu kleiden gewußt hatte. Also nickt' er gar oft in stiller Seligkeit zu, und sagte, wenn ihn der Winthirus fragte, ob er ihn versteh' und erfasse — „Wie sollt' ich nicht? Was Du da sagst, ist wahr, und so steht's mir längst vor meiner Seele!"

Da war des Corbinian prophetisches Wort vom selben Bäuerlein recht eingetroffen.

Ueber all Dieß kamen sie zu den Hütten.

Der Winthirus ward mit Freud' und Ehrfurcht aufgenommen, was er Reliquien auf seinem Saumrößlein mitführte, benebst demselben Sack voll Erde von Jerusalem, das Alles lud er ab und theilte Dem und Jenem unviel später davon mit.

Etwas Weniges davon streute er dort und dahin, wo das Land am unfruchtbarsten war.

Das Andere aber behielt er für sich und auf künftige Zeit, siedelte sich auf dem grünen Hügel an, den er im Traum gesehen hatte, drauf lebt' und lehrte er noch viele, viele Jahre, legte schier Alle zur Erde, die ihn gastlich aufgenommen, und sorgte für ihrer Nachkommen Heil — bis einst auch seine Zeit herankam und er in Gott von hinnen schied.

Da trugen die Engel sein' Seel' gen Himmel.

Sein Irdisches legte man, heißt's, auf den Rest selb heiliger Erde, und begrub ihn weinend im Kirchlein auf dem grünen Hügel.

Das hatte er gar schlicht auferbaut mit jenen ersten Christen, zu denen er auf wunderbaren Wegen geführt worden war.

Das ist die Kunde vom Winthirus.

Die alten Burgen von München und ihre fürstlichen Bewohner.

1.

Von den uralten Vorvordern der Herren in Land Bayern und wie sie zweimal die Herrschaft verloren.

Wer da einen Andern recht von Herzen liebt und ihn verehrt, spricht und hört gern von ihm, auch von dessen Voreltern — als wo sie sich in früheren Zeiten aufhielten, wie es ihnen ergangen, und mehr Anderes.

Weil wir nun unsere Fürsten von Herzen lieben und ihnen mit treuer Ehrerbietung zugethan sind, ist's wohl auch Jedwedem genehm, so die Sprach' auf deren Urältern fällt.

Item, die Urältern oder Vorvordern unserer Fürsten lebten schon, als von der Stadt München noch gar lang keine Spur da war.

Ja, an die siebenhundert Jahre früher führten sie schon das Regiment in Land Bayern.

Das ist freilich eine schier unglaublich lange Zeit, und es hat sich wohl hie und da Einer erkühnt, Einsprache zu thun.

Es hat ihm aber aller neidische Eifer nicht gefrommt. Vielmehr ist die Sach' und Angelegenheit so viel sicherer

und gewisser und zur unwandelbaren Glaubwürdigkeit geworden.

Aber Das ist wohl wahr. Auszuhalten, Gefahr, zeitweisen Fall und gerechten Ingrimm hatten dieselben Urväter genug zu ertragen. Denn mittlerweil sie sich zu Freising, sonderlich auch Regensburg hielten, brach das Schicksal oft arg über sie herein — und zweimal verloren sie Land und Herrschaft.

Das erstemal traf sich's beim Herzog Tetzel oder Tassilo zu.

Dieser wollte Kaiser Carolus des Großen Uebermacht nicht dulden, zuletzt erlag er ihm aber, so daß ihm der Alles nahm und ihn in ein Kloster sperrte. Dabei glaubte der Carolus, nun werde die ganze Gloria der bayerischen Herren auf's Bäldeste ganz zu Ende gehen und der ganze Stamm der Agilolfinger aussterben.

Dem war aber keineswegs so. Denn es fanden sich nächste Verwandte, denen verlieh Gott Segen an Nachkommen, so daß das herrliche Fürstengeschlecht im Stillen fortblühte.

Wie nun die Zeit weiter verstrich, kam Der und Jener aus besagtem Geschlechte wieder zu mehr Ehren und Gewalt. Sonderlich um die Zeit des Königs und dann Kaisers Otto des Großen. Der war ein Sachse.

Dazumal lebten zwei Vorvordere unserer Fürsten. Einer, Namens Hermann — und der Andere, des Namens Arnulph. Von den Zweien ward der Hermann

Pfalzgraf bei Rhein — der Arnulph aber Pfalzgraf in Bayern.

Gar traf aber noch Größeres ein.

Diese zwei Pfalzgrafen hatten einen Oheim. Der hieß Berchtold — dieser Berchtold regierte wieder als ein Herzog im Land Bayern und zu Regensburg hielt er Hof.

Demnach waren die Bayrischen wieder im Besitz der Gewalt.

Auf Dieß hin dachte sich der Pfalzgraf Arnulph öfters: Da kann's so weit nimmer gefehlt sein. Den Fuß hätt' ich etwan im Bügel, und so der Berchtold seiner Zeit von hinnen scheidet, mag ich wohl ganz auf's Roß kommen. Denn's ist kein Anderer in der Welt, der mehr Recht aufzuweisen hätte, als ich!

In solchen Gedanken war der Arnulph seines Rechtes und guter Zukunft des Volkes in Bayern ganz und gar sicher, ließ sich weiters keinen Gram erwachsen, kam auch zu Zeiten gen Regensburg zu seinem Oheim und verweilte daselbst etliche Tage oder Wochen — übereins aber dachte er: Baust dir selbst ein schönes Schloß!

Da war er, des Ortes wegen, bald beschieden, ließ sonder Zögern Hand an's Werk legen und erbaute sich das vorgenommene Schloß.

Das nannte er Scheyern.

Dort lebte er zumeist am Liebsten; und da kam's denn so, daß er sich einen Grafen von Scheyern nannte und seine Nachkommen hielten es deßgleichen.

Selbiges Schloß Scheyern ward dann später in ein Kloster verwandelt.

Item der Arnulph versah sich immer mehr des Besten wegen des künftigen Regimentes und ritt mittlerweil' da oder dorthin zu Fürsten und Grafen zu Hochzeit, Bankett und Rittergestechen. Sonderlich fand er sich bei zwei Turnieren ein — zu Magdeburg und zu Rottenburg. Da nannte er sich „Fürst und Graf zu Scheyern" und focht und stach da so tapfer und wunderwürdig gelenk, daß man Dergleichen schier nie gesehen hatte, und sein Name von Fürsten und Recken, ihren Gemahlinnen und Töchtern, wie auch vom ganzen Volke weitaus mit Preis belegt ward.

Also zog der Arnulphus hin und wieder und in deutschen Landen umher, erwies sich im Krieg überaus heldenmäßig und ward den Bayrischen stets lieber und werther, so daß sie die größte Hoffnung auf ihn setzten. Das sah er ganz gerne und ließ keine Zeit verstreichen, in der er nah oder ferne Gutes wirken konnte, und dann lebte er wieder so fort auf seiner Scheyernburg.

Als nun eines Tages sein Oheim Herzog Berchtold starb und nur ein unmündiges Söhnlein hinterließ, meinte der Arnulph, nun sei die Zeit gekommen und werde er Herzog in Land Bayern werden.

Da zeigte sich, daß es mit seinem guten Recht ganz anders ausfalle, als er gemeint hatte. Denn er, der Arnulph, ward nicht Herzog, sondern ein Anderer — und der war des Königs Bruder, Henricus.

Nun brach dem Arnulph mit einemmal die Geduld, und dachte er: Hilft Güte und Vertrauen nichts, helfe

Gewalt, und 's kommt wohl der Tag über nicht zu lange, daß ich sie gebrauche!

Nun hatte der König Otto noch einen Sohn, des Namens Ludolph, der war ein Herzog in Schwaben und der machte mit einemmal Rebellion gegen seinen Vater und Herren.

Als der Arnulph das inne ward, gefiel's ihm etwan nicht. Er konnt' aber des Ludolph Sinn doch nicht ändern. Also dachte er: So ich mich erheb', bin ich wohl im Recht und thu's nicht allein meinetwegen, vielmehr auch dem Volk zu Lieb', das in mir den wahren Herren zu erkennen hat! Er entschloß sich demnach, mitzuhalten, auf daß er zu seinem Recht und Eigen gelangen möchte.

Darauf säumt' er nimmer länger, machte sich auf, zog seinen Bruder Hermann an sich, über eine Weile rückten sie mit Gewalt in's Land und übereins hatten die Zwei die Stadt Regensburg im Besitz.

Davon bekam des Königs Sohn Ludolphus, den sein Vater in der Stadt Mainz belagerte, Kunde, ließ den Herzog Conrad von Franken, der sein Schwager war und auch gegen den König stand, in der Stadt Mainz, er selbst that mit seinen Schwäbischen einen blutigen Ausfall, schlug sich durch die Kriegsmacht seines Vaters und zog auch zum Arnulph und Hermann gen Regensburg.

In derselben Stadt Regensburg befand sich des unrechten Herzogs Henricus Gemahlin, die schöne Judith. Da meinte Diese, es sei mit Bitten und guten Vorstellungen

Einiges zu richten und zu schlichten, und hoffte, sonderlich den Ludolphus zur Pflicht für seinen königlichen Vater zurückzuführen, die zwei Pfalzgrafen hinwieder zum Gehorsam gegen den Kaiser und angeblichen Herren über sämmtliche Lande.

Aber wo ungerecht oder gerechter Zorn waltet, wird eine Stimme gar leicht überhört, und wäre sie die eines Engels.

So erging's dazumal auch, und als die Judith vom fruchtlosen Mahnen und Flehen gar in Unmuth und schwere Drohung überging und die drei Eroberer Rebellen, zuletzt Räuber nannte, fand sich der Henricus höchlich beleidigt, obschon ihn der Vorwurf ganz gerecht traf.

Die zwei Bayrischen aber hielten sich keineswegs für so arg, weil sie ihr *wahrhaftiges* Recht verfochten, das sie sonder Vorwurf gar nicht aufgeben dürften. Es geriethen demnach sämmtliche drei Herren in Zorn und befahlen der Judith, sich mit ihren Kindern von dannen zum König oder ihrem Gemahl zu begeben, da half nichts mehr.

Die Judith mußte sich in ihr Schicksal fügen und machte sich allsofort auf.

Die drei Herren gaben ihr zur Reise, was ihnen bedünkte — all Anderes aber, was der Henricus zu Regensburg angesammelt hatte und sich allernächst von Bayern herschrieb, das nahmen sie zu ihren Händen und dachten, das sei eben recht zum Kriegführen.

Denn's war dazumal schon, wie heut' zu Tag. Zum Kriegführen war Geld und Gut nie überflüßig, und je

mehr Einer hatte, desto länger konnte er seine Angelegenheit durchfechten.

Nächst meinten die drei Herren, sie seien schon ihrer Sache Meister und glaubten, der König Otto komme jedenfalls zu spät, oder mit zu geringer Macht — oder gar nicht, weil er von Mainz nicht ablassen wolle.

Dem war aber nicht so.

Vielmehr ließ der König Alles im Stich, raffte seine ganze Gewalt zusammen, hauste arg in's Bayrische herein, und sonderlich von Nürnberg bis gen Regensburg. Vor die letztere Stadt rückte er dann und forderte den Ludolphus, den Arnulph und den Hermann auf, sich zu ergeben.

Die Drei wollten von Dergleichen nichts hören, der König Otto aber konnte für's Erste nicht die rechte Gewalt brauchen und mußte wieder abziehen.

Wie Das von den Stadtmauern aus gesehen ward, erwuchs Denen zu Regensburg größter Muth, so daß sie das Spiel stets weiter trieben, dem König Alles zum Trotz thaten — und zuletzt kamen gar die Ungarn in's Land. Die rauschten wie der Sturmwind über die Gränzen, raubten, brannten und mordeten in Schwaben und am Rhein, daß es entsetzlich zu beschreiben wär', sammelten sich wieder bei Worms, setzten Alle über den Rhein, dann wütheten sie durch's Elsaß und Burgund bis in's Welschland, drauf schwenkten sie der Heimath zu und fuhren, wie ein Heer Teufel, in's Ungarische zurück.

Das geschah freilich nicht, wie's etwa der Ludolph

gewünscht hatte. So geht's mehrtheils. Die wilde Gewalt, die Einer heraufbeschwört, thut, was sie will, läßt sich weiter nichts vorschreiben und fraß schon gar oft Die auf, von denen sie berufen ward.

Der Schrecken der Andern ist aber stets groß genug.

Also ward auch des Ludolph und seiner Genossen Name mit Beben genannt, es mußte sich Alles auf weithin unterwerfen, sogar die Bischöfe und die Erzbischöfe — und nur Einer vermochte, zu widerstehen. Der war der heilige Bischof Ulrich von Augsburg.

Ueber ein Kurzes rückte der König zum zweitenmal gegen Land Bayern und vor die Stadt Regensburg, drin sich der Arnulph und der Ludolph befanden. Der Hermann war zu der Zeit nimmer am Leben. Sein Tod war aber so gekommen.

Der Arnulph und der Hermann waren gegen die Stadt Augsburg gezogen, hatten dieselbe erobert und drauf das Schloß Schwabmünchen belagert, dahin sich Ulrich geflüchtet. Mit einemmal waren die Kriegsfreunde des Ulrich herangerückt, war eine Schlacht entstanden, in der hatten Viele auf beiden Seiten ihren Tod gefunden; unter Denen auf des Bischofs Seite war dessen Vetter, der Adalbert von Marchthal, ein herrlicher, junger Held; auf der andern aber des — Arnulph Bruder, der Pfalzgraf Hermann bei Rhein. Der ward zwar nur schwer verwundet und gefangen, starb aber schon am kommenden Tage.

Nun gäb's da gar Viel zu erzählen, wie sich die Be-

lagerung der Stadt Regensburg hin und her wendete und wieder zu Ende ging — dann wieder begann.

Allerletzt aber ging's mit dem Pfalzgrafen Arnulph so.

Die Regensburger verloren die Lust zum Widerstand mehr und mehr. Denn der Hunger trieb schon längst sein böses Spiel mit ihnen, und bei einem verzweifelten Ausfall schlug eine Kriegslist fehl, so daß nicht sie des Königs Lager und Vorrath eroberten, vielmehr er den ihren, und zwar den letzten. Selb war eine Heerde auf der Donauinsel.

Als die Sache so stand, hätte der Ludolph gern unterhandelt. Aber sein Vater, der König, wollte von nichts hören, denn das hatte schon früher zu keinem Ziel geführt. Drüber entbrannte der Prinz in neuem Zorn. Der Arnulph aber dachte: Eh' sterb' ich, denn daß ich mich unterwerf' und gefangen geb'. Das Einzige stünd' mir an — zu entkommen und den Streit wo anders fortzuspinnen!

Damit war der Ludolph wohl einverstanden.

Es zeigte sich aber, daß der König das geringste Pförtlein und jeden Ausgang auf's Genaueste kenne, und fand sich keine Hilfe und Rettung, weil Alles besetzt und bewacht war.

Demnach galt es, allem Entrinnen und guter Absicht, dem König in den Rücken zu fallen, Fahrwohl zu sagen und das Aeußerste aufzubieten, um allmöglichen Heldenmuth an Ort und Stelle zu beweisen. Da geschahen wieder mehre Ausfälle, blieben auf des Königs und des Arnulph Seite stets Viele auf dem Platz; der Letztere aber machte

sich nach jedem Gefecht bald wieder in die Stadt Regensburg hinein, verschloß die Thore, und wenn dann Die auf des Königs Parthei mit Pfeilen und Wurfspießen hinauf schossen, schossen die Regensburgischen von den Mauern und Zinnen so viel heftiger herab, damit die Andern nicht näher kommen sollten.

Es hat aber Alles sein Ende.

So ging's mit der Vertheidigung auch.

Des Verlangens nach Speise und Trank ward in Regensburg immer mehr, es gerieth Alles in arge und stets ärgere Sorge und es ward ganz offen gesagt, man müsse sich dem König ergeben.

Von Dem wollte aber der Pfalzgraf Arnulph um keinen Preis hören. Er besah sich von den Mauern Alles recht genau, bekam auch sonst eine Kunde, die ihm gut zu sein bedünkte, hielt demnach für sicher, ein nächster Ausfall werde die besten Früchte tragen, und sagte eines Tages, es werde des Jammers bald ein Ende sein.

Hierauf that er kund, auf welche Weise der jetzige Ausfall anzurichten sei und was daraus sicher erfolgen sollte, erkor sich die Tapfersten und Gewaltigsten, richtete Die sämmtlich an's Ostenthor — drauf stellte er sich an ihre Spitze, ließ das Thor öffnen — und ritt mit aller Gewalt und unter großem Schlachtgeschrei aller Krieger auf die Königlichen ein.

Weil er nun im größten Eifer war und meinte, er würde mit dem König in's Handgemeng kommen, ließ er sich weiter und weiter fortreißen. Plötzlich sah er Einen,

den er für den König hielt — Der war's aber nicht. Vielmehr war's der Gero von Sachsen. Auf den Gero drang der Arnulph von Bayern zornentflammt ein, ward aber weggedrängt und umringt, so daß ihn die Bayrischen ganz aus dem Gesicht verloren, und kam dann immer mehr in's Gedräng und in die Enge. Da hieb er Ihrer viele und stets mehre darnieder, so daß er sich schon befreit glaubte — urplötzlich fuhr seinem Streitroß ein Speer in den Leib — — darauf es gleich zusammenbrach und den Arnulph mit zu Boden riß. Der wollte sich aufraffen und nun zu Fuß seines Schwertes Gewalt fühlen lassen. Als er aber just sein Schwert erhob, fuhr noch ein Geschoß daher. Das war ein Pfeil. Der sauste ihm selbst in die linke Brust, so daß er darniedersank — — und mitten auf seiner Heldenbahn vom Leben zum Tode kam.

Noch lange wogt' und rauschte das blutige Wirrsal der Schlacht um seine Leiche. Zuletzt lagen hunderte und hunderte Kämpfer umher und übereinander, so auch über dem Helden Arnulph. Die Schlacht aber gewann der König Otto, und die Anderen flohen in die Stadt Regensburg, so viel Ihrer noch am Leben waren.

Wie nun der Arnulph nirgends zu sehen war, glaubte man, er sei in Gefangenschaft gerathen. Drob erwuchs großes Trübsal, weil die beste Kraft geraubt sei, es wich der letzte Muth, und schickten Die von Regensburg an den König, um mit ihm zu traktiren.

Als der König die Botschaft empfing, dachte er: Alsowohl. Nun ist ihr Sinn gebeugt! Er ließ sich demnach

gnädig herbei — in die Stadt aber ließ er dennoch nichts hinein, damit sie der Hunger ganz zähme und mürb mache.

Nun thut der Hunger sehr weh.

Also schlich am dritten Tag ein alt ehrwürdiges Mütterlein aus der Stadt. Das wollte in seiner armen Kümmerniß zuschauen, ob's nicht bei dem oder jenem Todten was fände, und wär's auch nur eine Krumme Brodes.

Es fand aber nichts.

Ueber dem Suchen und Suchen kam das Mütterlein wieder zu etlichen Gefallenen, und wie es da zwischendurch schaute — sah sie mit einemmal dem Arnulph ins blasse Antlitz.

Den erkannte sie zur Stelle.

Er aber lag da, das edle Antlitz stolz — auf dem Rücken lag er — in der Hand hielt er sein Schwert ganz fest — der Todespfeil aber steckte noch in der Brust.

Ueber den Anblick vergaß das Mütterlein alle Hungerspein, es traten ihr die hellen Thränen in die Augen, und sie lallte: „Erst hat's geheißen, er sei gefangen. Dann galt er für entflohen, uns aber hab' er im Unglück zurückgelassen! Nun zeigt sich, daß das ein ungerechter Verdacht war und daß er für seine Sach' und die uns'rige treu in den Tod gegangen ist!"

Drauf kniete das Mütterlein nieder und betete zu Gott für den Arnulph — kehrte dann gen Regensburg heim, so fast schnell als es vermochte, und hinterbrachte die Botschaft seines Todes, auch wo und wie er da liege und gefunden werden könne.

Da ward dann alsbald hinausgeschickt, der Arnulph erhoben und gen Regensburg getragen — den Pfeil in seinem edlen, stolzen, bayerischen Herzen. Da floß, bei aller eigenen Kümmerniß der Menschen zu Regensburg, viel Ruhmespreis von ihren Lippen, und gar manche Thräne rann über kampfzerwitterte oder jugendliche, aber hungerbleiche Wangen — und begleitete den Arnulph eine große Menge zum Grab, in das er an heiliger Stätte gelegt ward.

So ist's mit dem Arnulph von Scheyern ergangen.

Das geschah, als man nach unsers Herrn und Heilandes Geburt das Jahr 954 schrieb.

Nun könnt' ich Euch noch Vieles erzählen, was geschah, bis die Stadt Regensburg ganz in die Gewalt des Otto kam. Denn der Ludolph gab sein Widerstreben noch nicht auf und spielte das frevelhafte Spiel gegen seinen Vater und Herren noch weiter, dort und da.

Allerletzt ging's ihm aber doch zu Herzen.

Da er alle seine Hoffnung zu Nichte werden und sich schier von Allen verlassen sah, kam aufrichtige Reue über ihn und empfand er ein großes Verlangen, sich mit seinem Vater auszusöhnen.

Und da heißt's dann.

Der König Otto hielt einst einen Reichstag. Von dem ritt er eines Tages weg und dachte sich auf der Jagd zu zerstreuen, aber weit nicht daran, daß ihm der Kummer vom Herzen genommen werde, der ihm über seines Sohnes Untreue daran nagte. Mit dem gelangte er nach Saalfeld — und wie er sich in der Gegend und in einem

Wald befand, trat mit einemmal der Ludolph auf ihn zu, aus einem grünen Gebüsch heraus, war nicht auf's Fürstlichste gewandet — gar baarfuß — kniete vor seinem Vater, dem König Otto nieder und bat ihn herzinniglich um Vergebung.

Da erwuchs dem König Schmerz und Freude zu gleicher Zeit, und er wußte nicht sogleich, zu was er sich entscheiden sollte.

Aber eines Vaters Herz kann nicht leicht verhärtet bleiben, wo sich wahre Reue kund giebt.

Also ließ der Kaiser auch der Milde das Vorrecht und vergab dem Ludolph, daß er sich so arg empört und widersetzt habe. Deßgleichen verzieh er dem Conrad, der seiner Zeit in Mainz geblieben, dann aber auch dem Ludolph nachgezogen und in die ganze Angelegenheit verflochten war.

Damit sie aber nicht ganz ungestraft blieben, mußte der Ludolph sein Herzogthum Schwaben und der Conrad sein Land Franken zu des Königs Händen stellen. Und da behielt der König Franken für sich — Schwaben gab er einem Grafen von Helfenstein, der hieß Burchard.

In Land Bayern aber war des Königs Bruder Heinrich Herr, wie vordem, und begab sich Derselbe wieder nach Regensburg. Dort starb er im kommenden Jahr, als die große Ungarschlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg geschlagen ward. Er war aber nicht dabei gewesen — vielmehr siech zu Regensburg gelegen.

Nach seinem Tode kamen wieder andere Herren, so

zu Land Bayern das Regiment führten. Aber die längste Zeit keiner aus dem Stamm der Vorvordern unserer Fürsten — bis es Gottes wunderbarer Schutz und Wille endlich doch wieder fügte.

Das kam aber so.

Zu einer Zeit lebte ein hochberühmter und an vielen Schicksalen reicher Fürst. Der hieß Heinrich der Löwe und war ein Herzog von Sachsen.

Dem gab der Kaiser Friedrich das Land Bayern, die Markgrafschaft Oestreich aber ward zu einem Herzogthum gemacht und die bekam Herzog Heinrich, des Zunamens Jasomirgott.

Als nun derselbe Heinrich der Löwe Herr über Bayern war, gründete er die Stadt München, hielt sich da zeitweise und hatte etwan auch ein eigenes Gebäu. Das stand, wie die Mehren glauben, da, wo heut' zu Tag das Rathhaus steht und gegen das Thal hinab zu, wo links der steinerne Löw' ist.

Ueber einige Zeit kamen aber Heinrich der Löwe und der Kaiser Friedrich hart aneinander.

Da kam es dann im Verlauf der Dinge so, daß Heinrich der Löwe Land Bayern wieder verlor, ein Anderer hingegen, der dem Kaiser wunderwürdige Dienste erwiesen hatte, kam zur Herrschaft. Der war aus dem ururalten, wahren Geschlecht unserer Fürsten — hieß Otto — und von dieses Otto Zeiten an haben alle Feinde Land Bayerns nichts mehr in die Länge ausrichten können.

Derselbe Otto kam nun schon dann und wann gen

München, hielt sich aber außerdem zu Kelheim. Sein Sohn Ludovicus deßgleichen. Dessen Sohn, der zweite Otto, hielt sich zu Landshut, kam aber schon mehr und mehr nach München und hat sich da wohl ein Gebäu errichtet, weiß aber nicht sicher und gewiß, wo; etwan in der Gegend der Fürstenfeldergasse.

Als dann dieser Otto starb, hinterließ er zwei Söhne.

Davon hieß der eine Ludwig, der andere Heinrich.

Die Zwei theilten Land Bayern in zwei Theile, so daß der Heinrich Nieder-, der Ludwig aber die Rheinpfalz und Oberbayern bekam — und dieser Ludwig war der Erste aus dem vieledlen Geschlecht unserer Fürsten, der sich dann mehrtheils zu München aufgehalten hat.

So war's beschaffen.

2.

Von der „Ludwigsburg" oder dem „alten Hof" zu München, d'rin auch der Kaiser Ludwig der Bayer lebte, und von des Kaisers Gemahlinnen und Kindern.

Wenn Einer zu München, in der lieben, schönen Stadt, hier oder dort seines Pfades dahin geht und umherschaut, fügt sich's etwan, daß er vom Rathhaus und von St. Onuphrius auf dem alten Eiermarkt die Burggasse entlang schreitet.

Da kommt er an einen großen Thorbogen und wenn er durch den geschritten ist, gelangt er in einen großen Hof.

Da sieht er dann beim Eintritt, gleich zur Linken, ein hohes und überaus zierliches Erkerthürmlein — steht auch ein guter Theil alten Gebäu's da — das stammt augenscheinlich aus den ältesten Zeiten, und ob Einer auch nicht wüßte, daß hier die wahrhaftig erste Burg der Münchner Herzoge befindlich sei, könnt' er doch nicht anders denken, als so: Mit dem Gebäu' hat's eine sonderliche Bewandtniß und möchte sich mancher hohe Herr drin aufgehalten und gar Mancherlei zugetragen haben, was da seinen Anfang und sein Ende nahm.

Da hat er dann wohl nicht in's Blaue geschossen.

Item dasselbe Gebäu' ist guten Theils zu des Zeiten letztgenannten Ludwigs, genannt der Strenge, erbaut worden und hieß die „Ludwigsburg". Wir aber nennen's jetzt da „im alten Hof."

Besagter Ludwig war derselbe, so das Kloster Fürstenfeld stiftete und bewies so viel Edelmuth und Besonnenheit in seinen späteren Jahren, daß gar Niemand fassen und begreifen konnte, wie er sich in jüngerem Alter von falschem Verdacht irre leiten und drüber so viel Unglück über seine Gemahlin, die Maria von Brabant, habe verhängen können, die zu Donauwörth in der Kreuzkirche begraben liegt.

Dieser Herzog Ludovicus oder Ludwig hatte aus zweiter Ehe mit der Anna von Glogau einen Sohn.

Der hieß auch Ludwig.

Mit Dem ging's so. Er war an Tugend und Ritterlichkeit ein Muster, liebte den Frieden und die Versöhnlichkeit überaus und gab da viele Beweise. Einer ist gleich der.

Sein Vater und Oheim hatten Zwist und als sie sich verglichen, zeigte er sich bereit, jeder Zeit nach Dachau zu reiten, so der Vater Etwas dem Vertrag gemäß nicht recht gethan haben sollte — und im selben Schloß Dachau, wie zur Haft, zu verbleiben, bis die Angelegenheit wieder ausgeglichen sei.

Item er war sehr friedselig. Aber wie gesagt, um nichts minder tapfer, wenn's galt. Davon gab er auch genug Beweise.

Nun ward einmal im Jahr 1290 ein Fürstentag gehalten.

Da war ein Turnier. Als aber Fürsten und Grafen eine Lanze brachen, war der Ludwig mit dabei. Fand sich auch bald sein Gegner, der war einer seiner guten Freunde, und hieß Krafft von Hohenloh. Mit dem rannte der Ludwig, und mittlerweil die ganze Sache nur ritterliche Kurzweil sein sollte, kam etwas ganz Anderes dabei heraus und ward aus dem Lust- ein Trauerspiel. Denn der Krafft von Hohenlohe prallte wider Willen an einen Ort an der Halsberge, so daß seine Lanze zwischen die Rüstung kam, dem Ludwig in den Hals fuhr und den frommen Prinzen so fast verwundete, daß er zehn Tage drauf das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte.

Es heißt auch, er habe sich kurz vorher mit einer Prinzessin von Lothringen verlobt und sei die Hochzeit nimmer ferne gewesen. Also ward aus der Freudenfeier auch nichts und mit einemmal eine Todtenfeier draus geworden.

So geht's gar oft in der Welt. Item der Ludwig ward von Nürnberg mit großer Klage in's Kloster Fürsten-

feld gefahren und neben seiner Mutter Anna in die Gruft gesenkt. Die war schon vor 28 Jahren gestorben und dahin begraben worden.

Ludwigs des Prinzen Vater, Ludovicus der Strenge, hatte aber anno 1273 eine dritte Gemahlin genommen, die hieß Mechtildis, war Kaiser Rudolphs von Habsburg Töchterlein und zu Aachen am Rhein hatte die Trauung stattgefunden.

Mit dieser Mechtilde lebte er bis an seinen Tod. Den erstand er aber zu Heidelberg am 1. Febr. 1295 nach unseres Herren Geburt, und im selben Gemach schied er von hinnen, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte. Drauf ward er nach Fürstenfeld in sein Kloster geführt und im Beisein der Mechtildis und ihrer Kinder, auch aller bayrischen Bischöfe und der ganzen Landschaft in die Gruft gesenkt. Er war 66 Jahre, 10 Monde und 13 Tage alt geworden.

Zehn Jahre darauf im October schied dann die Mechtildis auch von hinnen und ward auch nach Fürstenfeld in die Gruft gelegt.

Weil just die Sprach' von Ludwig des Strengen Zeiten ist — dazumal trug sich der schreckliche Judenbrand zu.

Das sag' ich, damit Ihrs wißt, wenn Ihr durch die Gruftgasse zu München geht. Dieselbe Gruftgasse war voreinst die Judengasse, und wo heut zu Tag das Bäckerhaus ist, da war unter der Erde die Synagoge.

Nun heißt's da. Im Jahr 1285 hab' ein Weib den Juden ein Kind verkauft, die hätten es ermordet,

und Das sei kund geworden. So viel aber ist sicher. Das Volk glaubte es, ward wüthend, setzte den Juden allüberall nach — der Ludovicus mochte thun, was er wollte, die Gemüther zu beschwichtigen, es half Alles nichts — und die Juden wußten sich nicht mehr anders zu retten, als daß sie sich in ihre Synagoge verbargen. Da kam erst das ganze Verderben über sie. Denn der Aufruhr wuchs immer mehr, in die Synagoge fuhren Feuerbrände, drüber verbrannte das Gebäu oberhalb, und die armen Juden erstickten und verbrannten unten deßgleichen. Deren sollen 180 gewesen sein. In späterer Zeit, so ein hundert fünfzig Jahre drauf, schenkte dann Herzog Albertus der dritte, von dem Ihr noch Manches vernehmen sollt, das Haus oder Mauerwerk mit dem Platz an seinen Leibarzt, Namens Hans Hartlieb. Der ließ da ein Kirchlein und eine Gruft zu Ehren der Mutter Gottes errichten, wo dann viele Andacht gepflogen, manches Herz von Liebe zu Gott erfüllt und vom unbefleckten Licht seiner Versöhnlichkeit erhellt wurde. Das ist wohl hell und weit schöner, als wildwirbelnde Flammen und tobender Haß.

Wer weiß, ist von Euch selbst noch Einer und Eine in der Gruft gewesen.

Nun will ich da von Ludwig des Strengen Zeiten nichts weiter melden. Vielmehr kömmt's nun an seine Söhne.

Die hießen Rudolph und Ludwig.

Da traf Dieß und Jenes zu. Mit der Zeit aber kam es so, daß der Rudolph außer Land ging und durch Gottes Fügung nimmer heim kam.

Der Ludwig aber führte das Regiment in Land Bayern fortan, er war's, der seinen festen Aufenthalt zu München in der Ludwigsburg nahm und späterhin König des deutschen und Kaiser des römischen Reiches ward.

Das ist der Kaiser Ludwig, der, als man 1347 zählte, zu Fürstenfeld auf der Bärenjagd vom Schlag getroffen ward und seine Seele in eines Bäuerleins Armen aushauchte. Seine Leiche blieb eine kleine Weile zu Fürstenfeld im Kloster, dann aber ward sie gen München gebracht und allererst in die Michaelskapelle gelegt.

Diese Michaelskapelle soll gleich da gestanden sein, wo das Sporergäßlein zu Ende ist und man etliche Schritte gen die Liebfrauen-Kirche geht. Selbiger Zeit war die große Kirche aber noch nicht gebaut, wie das Jeder weiß. Vielmehr stand da noch — und noch weit über die hundert Jahre, ein kleineres Kirchlein, das auch der Jungfrau Maria geweiht war. Wie nun etliche Zeit verfloßen, ward der Kaiser Ludwig von der Michaelskapell' in die Gruft des Marienkirchleins hinübergetragen und ihm ein wunderschöner Stein zum Denkmal gesetzt. Ueber den ward späterhin ein ganz herrliches Werk von Marmel-Stein und Eisen gebaut, das kennt wieder Jeder, und wer noch so weit in der Welt herumgekommen ist, ein Jeder sagt, so Treffliches hab' er schier nirgends was gesehen, und sei das Ganze eines kaiserlichen Grabes recht würdig. Weil nun der Kaiser auf dem Stein, der innen befindlich ist, in seinem Ornat mit Scepter und Reichsapfel auf dem Thron sitzend, abconterfeit ist, ging mit der Zeit die Sag' und Rede, der Kaiser Ludwig sitz' irgendwo

unten in der Frauenkirche auf einem Thron; wenn man aber das Gewölb einmal finde und öffne, möchte wohl Alles zu Staub werden.

Scheint aber, es werde sich nie ein solches Gewölbe finden, und die Angelegenheit und Sage so beschaffen sein, daß die Münchner in der Kirche mehr beteten, als in dasselbe Grabmal des Kaisers hineinschauten; also vergassen sie mehr und mehr, was Alles auf dem Stein sei; keineswegs aber, daß der Ludwig irgendwo auf dem Thron sitze — und kamen so vom Grabmal auf ein Gewölbe.

Wär's anders, hätt' Keiner was dagegen, und gäb's Ihrer sicher gar Viele, die den Kaiser gerne von Angesicht zu Angesicht sähen, wenn dasselbe Gewölb einmal entdeckt würde. Mein' aber, wer da hofft, hofft vergebens, und ist der Kaiser Ludwig in dem großen Sarg unten in der Herzogsgruft zu unser lieben Frauen, links der oberste. Da drin liegen seine Gebeine bei denen viel anderer Herzoge und Herzoginnen Land Bayerns, und da ist seine stille Behausung. Zu Lebzeiten aber hielt er sich in derselben Ludwigsburg, und zwar gerade vom Bogen der Burggasse den alten Theil des Schloßhofes entlang. In selbem Spitzthürmlein im ersten Gaden und im großen Gemach überm Thor war er sicher ganz zu Haus und da freut' er sich seiner Gemahlin und Kinder, wenn sie zu ihm kamen. Die Kinder aber hatten ihr Losament, Allem zu Folge, zur Rechten des anderen Bogens über dem Schloßhof drüben — und die Gemahlin hatte immer die ganze rechte Seite der Burg. Davon ist aber jetzt nichts mehr zu sehen. Denn

das Altergraue ist ganz weg und das Schneeweiße, Neue steht dafür da.

Weil nun just die Sprach', möchtet Ihr wohl wissen, wie die Gemahlinnen des Kaisers Ludwig hießen — auch wie viele Kinder er hatte, und was die Alle für Namen trugen.

Das kann ich Euch ganz gut vermelden.

Des Kaisers erste Gemahlin hieß Beatrix und war Herzogs Heinrich zu Glogau und in Schlesien anmuthiges Töchterlein. Die führte der Kaiser an einem schönen Maitag zum Brautaltar, und in der Zeit zählte man das Jahr 1313 nach unseres Herren Geburt. Mit dieser, seiner Beatrix lebte er ungemein zufrieden und glücklich. Das währte so ein zehn Jahre. Dann mußte der Kaiser sein liebes Gemahl verlieren, war zu der Zeit gerade über Kriegsangelegenheit, kehrte in Sorge auf kurze Frist nach München zurück, als er aber in seiner Ludwigs-Hofburg, im heutigen „alten Hof" ankam, traf er sein Herzlieb und vieltreue Gattin schon verschieden. Das bereitete ihm unsäglichen Kummer. Er konnt's aber nimmer ändern, ehrte sofort ihr Angedenken, so wohl er konnte, ließ sie im Marienkirchlein beisetzen und trug die Liebe zu ihr auf seine Kinder über.

Deren hatte ihm die Beatrix vier hinterlassen — zwei Prinzen und zwo Prinzessinnen. Von selben vier Kindern war die Mechtildis das älteste. Diese Mechtildis ward in kommender Zeit dem Markgrafen Friedrich von Meißen angetraut, das geschah zu Nürnberg, sechs Jahre nach ihrer

lieben Mutter Tod — also im Jahr 1329 — gestorben aber ist die Mechtildis nach manchen stillen Kümmernissen über ihren rauhen Gemahl im Jahr 1346, und am zweiten Tag des Monds Julii war's.

Auf die Mechtildis war des Kaisers nächstes Kind der Ludwig.

Selbiger Ludwig ward in späterer Zeit Markgraf und Churfürst von Brandenburg, und kam gar Vieles über ihn. Aber nicht gar viele Freude — sonderlich auch seiner Frau wegen, des Namens Margareth die Maultasch' — und aus Tirol war sie. Gar heißt's, sie hab' ihm nach dem Leben getrachtet, damit er ihr nicht auf etliche Liebeshändel komme. Ist aber wohl nichts, als üble Nachrede. Denn dieselbe Maultasch soll von den Schönsten eben keine gewesen sein, und da findet sich nie viel Anfechtung. Das kann aber schon sein, daß sie arglistig, bös und mürrisch war und dem Ludwig das Leben verbitterte, also daß ihm das Gift dieses stillen Kummers, nebst viel Anderem, in's Herz ging und er drüber vor der Zeit starb. Ist leider Gott das erstemal nicht. Will damit nichts weiter gesagt haben — aber daß sich da Alles gut und freundlich erzeig', so's einmal zusammengehört, das wär doch jeder Frauen Pflicht, und ist es die des Mannes nicht minder.

Sonderlich viel machte dem Ludwig auch ein sicherer Jakob Rehbock zu schaffen, der sich im Brandenburgischen für einen verstorbenen Churfürsten Waldemar ausgab — kurz er hatte viel Unliebes durchzumachen und Streit sonder

Ende. Zuletzt mochte er von der brandenburgischen Sache gar nichts wissen, sagte sich ganz los, übergab die Herrschaft einem Anderen, der war, wie Ihr hören werdet, sein Bruder — und kehrte heim nach Bayern.

Item der Ludwig von Brandenburg starb, als man 1361 zählte, am St. Lamprechtstag, und das ganz schnell. Gerade wie sein Vater, der Kaiser. Er liegt auch hie bei den Seinen in der Liebfrauenkirche, denn dahin sind Alle überbracht worden, so ihrer Zeit in der Gruft des Marienkirchleins lagen.

Auf den Ludwig kam des Kaisers drittes Kind. Das war wieder ein Prinz und hieß Stephan. Selbiger Stephan ward benamst „mit der Hafte", weil er, wie die Meisten meinen, auf eine sichere, goldene Hafte so viel hielt und sie stets trug. Wird damit schon seine gute Bewandtniß gehabt haben; ist aber nicht recht kund geworden, welche. Item der Stephan mit der Hafte hatte viel Bitteres zu erleben und viel Streit und Kampf und Sorgen über Sorgen, mittlerweil er allererst auf ein frohes Leben gehofft hatte. Zuletzt kümmerte er sich über Etwas so, daß er gar drüber starb, heißt es. Es ging nehmlich Land Tirol verloren und drauf gar die ganze Mark Brandenburg. Darüber soll er sich, nicht unbillig, so gekränkt und geärgert haben, daß er einmal ganz wehmüthig von über Land gen München und in die Ludwigsburg heimritt — sich schon ganz schwach fühlte — und nächst währt' es so lang nimmer, daß er seine Seel' in Gott aufgab. Das war am 10. Tag May, als man 1377

zählte. Bei unserer lieben Frau allhier liegt er bei seinem Vater, dem Kaiser.

Nun hatte der Kaiser, wie gesagt, noch ein viertes Kind, das war wieder ein Töchterlein und hieß Agnes. Die war überaus schön, aber auch fromm, so daß sie sich übereins nicht mehr halten ließ und in's St. Claren-Kloster auf dem Anger zu München ging, Da lebte sie in die vier Jahre äusserst gottselig, bis man 1352 schrieb. In demselben Jahr gab sie ihre reine Seel' in Gottes Hand zurück, zwei Tage nach Mariä Geburt. Dieselbige Agnes liegt auch in der Gruft zu unserer lieben Frauen zu München — wo Ihr unten seid, rechts hinein, in Mitte des kleinen Gewölbs ist's der Sarg mit der weiß metallenen Inschrift.

Nun wißt Ihr Alles von der ersten Gemahlin und ihren vier Kindern.

Ueber eine Zeit trat der Kaiser zum zweitenmal an den Traualtar und da führte er seine zweite Braut an der Hand. Die hieß Margaretha. Die war die Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, Seeland, Hennegau und Friesland, und geschah die Trauung zu Cölln. Mit der Margreth von Holland lebte der Kaiser wohl auch glücklich, obschon er die Beatrix nie ganz vergessen konnte, bis die Margareth einst auf einer Reise in den Niederlanden starb. Das war im Jahr 1359, etwan Halbtheils Monats Junii, der Kaiser soll da wieder nicht dabei gewesen sein, aber weil die Margreth eine gewiße Gegend lieb hatte, ließ er sie dort beisetzen. Das war zu Valenciennes. Was aber die Kinder betrifft, so war seine zweite Eh'

mit Ihrer sieben gesegnet; mit vier Söhnen und zwei Töchtern.

Von all Diesen war der älteste wieder ein Ludwig.

Der kam zur Welt in der heiligen Stadt Rom und danach nannte man ihn.

Mit selbigem Ludwig dem Römer ist's in späterer Zeit so ergangen. Als der Kaiser, sein Vater starb, trat er vorerst mit seinen Brüdern in gemeinschaftliches Regiment über die Lande. Dann ward getheilt. Dabei bekam der Ludwig seinen Theil an Oberbayern. Damit aber die Theilung mit Recht und Unpartheilichkeit vor sich gehe, hatten die Brüder zwei Herren zum Entscheid aufgeboten. Die kamen, heißt's beim Einen, in Regensburg, bei einem Anderen heißt es, in Landsberg zusammen und waren die zwei Herren: der Pfalzgraf Rudolph bei Rhein und der Burggraf Johannes von Nürnberg. Das geschah im Jahr 1349, also zwei Jahre nach des Kaisers Tod. Wieder ein Jahr drauf gefiel's seinem Stiefbruder Ludwig dem Brandenburger nimmer, wie Ihr das schon wißt, so daß sich Dieser in's Bayrische zurückbegab und dem Ludwig von Rom die Herrschaft in Brandenburg überließ.

Da ertheilte der neue Herr manchen Städten Freiheiten, stand mit den Johanniter-Rittern im Preußischen auf gutem Fuß und verlieh ihnen ein und das andere kostbare Recht. Wie's aber einmal zutraf, daß er in Verlegenheit war, verpfändete er sämmtliche Juden zu Mönchsberg; mit Carl dem vierten, der gar nie ruhte und sehr listig war, kam er einer Zeit halbwegs zu Recht; mit einem Bischof zu

Lebus hatte er auch Streit, legte ihn aber bei guter Gelegenheit bei; als ein Reichstag gen Nürnberg ausgeschrieben ward und die Fürsten, Grafen und Bischöfe zusammenkamen, fand sich der Römer-Ludwig gleichfalls ein, hielt sich da in mehr Sachen ganz weise und tapfer.

Item er war ein richtiger Herr.

Nachdem er dann noch Allerlei durchgemacht und Gutes gestiftet, sonderlich auch den Johannitern und den Städten Alt und Neu-Brandenburg noch viel zu Nutz, Gunst und Frommen verfügt hatte, schied er aus dieser Welt im August des Jahres 1356. Liegt auch zu München in der Gruft.

Des Kaisers zweiter Sohn aus zweiter Eh' war der Wilhelm. Der hatte ein trauriges Schicksal. Nachdem er schon zu Vaters Zeiten Graf von Holland ward und dort das Regiment führte, rückte es erst allgemach und dann stets rascher über sein Gemüth ein, so daß er zuletzt ganz von Sinnen kam. In dem Jammer lebte er ganze neun Jahre — halbe Zeit zu Haag in Holland, halb Zeit im Hennegauischen, — bis er anno 1377 starb und damit seinem gar traurigen Zustande ein Ende ward. Der Wilhelm liegt in Valenciennes begraben.

Des Kaisers dritter Sohn hieß Albrecht. Der kam nach Holland, als der Bruder in den bewußten Tiefsinn gerieth. Da führte er an dessen Statt das Regiment, und als der Wilhelm starb, ward er, der Albrecht, Graf von Holland und Seeland. Von da an hatte er viel' und große Streitigkeiten. Es erhoben sich auch zwei Parteien im Land, die ihm viel Sorge machten, und hätt' er nur einer

gewissen Gräfin, Namens Adelheid von Pölgeest nicht zu viel Recht eingeräumt, wär' ihm gleichwohl unglaublich viel Kummer erspart worden.

Davon mögt Ihr wohl etwas Näheres hören, und ist die Sache so beschaffen.

Von den besagten zwei Parteien schalt sich die eine „vom Stockfisch" und die andere „von der Angel."

Nun hatte der Albrecht einen Gouvernator über Holland gesetzt, damit er selbst mehr Zeit für sich habe, anderen Dingen, als nur dem Regiment, nachzugehen.

Der Gouvernator hieß aber Johann von Arkel, und weil der Arkel zur-Partei der Stockfische gehörte, suchten ihm Die von der Angel alles Mögliche anzuthun — sonderlich aber alle Die zu stürzen, so zur Zeit Gewalt hatten.

Der ganze und größte Zorn aber war gegen die Adelheid von Pölgeest und ihren Hofmeister Wilhelm Cuser gerichtet.

Item, die Wuth gegen die Adelheid, die dergleichen that, als sei sie in Allem Herr, wuchs immer mehr, bis es mit einemmal dahin kam, daß die von der Angel des Albrechts Sohn auf ihre Seite brachten, nächst gar in den Palast drangen und die Adelheid mitsammt dem Wilhelm Cuser vom Leben zum Tod brachten.

Da kann sich Jeder denken, welch' Aufsehen und Schrecken die wilde That erregte, und daß der Albrecht in große und gerechte Entrüstung gerieth.

Also forderte er die Schuldigen, die sich geflüchtet

hatten, vor seinen Richterstuhl, und da sie sich nicht einfanden, ließ er sie als Verletzer der Majestät verdammen und zog sämmtlich ihre Güter ein.

Der Wilhelm, sein Sohn, wollte sich das nicht gefallen lassen, ging zu seinem Vater gen Haag und wollte beweisen, er hab' auf so arge That nicht gerechnet, und er, der Albrecht, trage selbst einen Theil der Schuld, weil er die Gräfin so mächtig habe werden lassen.

Da der Sohn in der Weise zu sprechen begann, wollt' sich der Vater nicht so laut vor den Ohren läuten lassen und sprach so, daß der Wilhelm für besser fand, sich von dannen zu machen.

Denn es träumte ihm nichts sonderlich Gutes.

Drauf ritt er mit allen seinen Freunden in ein festes Haus in der Stadt Haag und wollte dort das Weitere abwarten. Denn er hoffte, der Vater möchte sich etwa über eine Weile besinnen und milder werden.

Wer aber nicht milder ward, war der Albrecht.

Vielmehr rückte Der mit einer Schaar heran und war des festen Willens, das ganze Haus zu verbrennen. So zornig war er. Er war auch schon dran, seine Absicht zu erfüllen. Als sich aber der bewußte Gouvernator Johann von Arkel vor ihm auf die Kniee warf und um Schonung für Die im Hause flehte, ließ er sich endlich erweichen und zog ab — so daß die Herren aus selbem Haus entfliehen und sich sammt des Albrechts Sohn, dem Wilhelm, auf ein Schloß, des Namens Altena, flüchten konnten.

Das sahen Die von der Angel wohl gern, minder aber genügte es der andern Partei.

Also brachte Diese den Albrecht wieder auf's Neue in Zorn, so daß er dem Gouvernator befahl, mit seinem Kriegsvolk auszuziehen und alle Schlösser der Partei von der Angel niederzureißen.

Beim Schloß Altena aber sollte er beginnen.

Es stand demnach die Angelegenheit so, daß der Gouvernator seines Herren Sohn und etwan später seinen eigenen Herren auf das Aeußerste bedrängen mußte. Das that er auch, weil es der Albrecht befohlen hatte, und seine Pflicht von jetzt über allen Gedanken für künftig stand.

Item, der Arkel stürmte und schoß mit aller Gewalt auf und in das Schloß Altena ein und hätt' es ohne weiters noch erobert, denn der Wilhelmus und die Seinen waren schon ganz übel dran. Da legte sich des Arkel Vater, der alte Arkel, in die Sache; sonderlich auch des Wilhelms Bruder Johannes, so ein Mann des Friedens und der Versöhnung und ein trefflicher Bischof zu Lüttich war — an die Zwei schlossen sich die Vornehmsten aus den Provinzen Lüttich, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, und die Alle sprachen dem Vater Albrecht zu, daß er die Sache nicht weiter treibe.

Auf Dieß ließ sich der Albrecht herbei. Die drin sollten das Schloß übergeben und dafür freien Abzug haben — Etliche ausgenommen, die der Adelheid von Pölgeest und dem Cuser an's Leben getreten waren. Die mußten die That auch mit dem Leben büßen. Die Ande-

ren, benebst dem Wilhelm, ließ der Gouvernator Arkel von hinnen. Sie waren aber noch nicht gar weit, so sahen sie schon, wie das Feuer im Schloß Altena aufloderte, daß Alles verbrannte und einstürzte — und was noch stehen blieb, ward vollends eingerissen und dem Boden gleichgemacht, bis auf zwei Thürme.

Die blieben zum Wahr- und Warnzeichen stehen.

Nun war der Wilhelm zwar vom Schloß Altena entkommen, wagte sich aber keineswegs wieder nach Haag, sondern flüchtete sich nach Frankreich zum König Carl dem Fünften. Der empfing ihn sehr gnädig, und weil der Wilhelm mit dem Carl gar Vieles sprechen konnte, worin ihn der Vater Albrecht nicht hatte anhören wollen, und das Alles dem Carl in die Meinung brachte, der Wilhelm verdiene für seinen Theil nicht so hart und lange bestraft zu werden — nahm der König stets und stets mehr Antheil an des Wilhelms weiterem Geschick.

Uebereins wuchs das Vertrauen so weit, daß der Carl dem Wilhelmus seine Tochter zur Gemahlin versprach. Das ward der Albrecht bald inne, und als der Sohn selbst schrieb, seine Sehnsucht nach Vergebung aussprach und alle Lieb' und Treue versprach, da konnte sich der Vater Albrecht zuletzt nimmer enthalten, auch seines Herzens verborgenem Wunsch nachzugeben und seinen Wilhelm wieder in fürstliche Gnaden und volle Vaterliebe aufzunehmen.

Nun mag sich Jeder die Rührung Beider beim Wiedersehen denken. Der Albrecht hatte aber auch nichts zu

bereuen. Denn der wiedergefundene Sohn bewährte sich bald als ein wahrhaft kluger und weiser Prinz und als ein großer Held in Friesland und an mehr anderen Orten.

Drob erlebte der Albrecht noch gar manche Freude, bis er aus dieser Welt schied.

Das traf aber ein am Tag St. Luciä, als ein recht strenger December war, und man zählte das Jahr 1404. Drauf der Albrecht in die Gruft seiner Hofkirche in der Stadt Haag gelegt wurde.

Nun zeigt sich Kaiser Ludwigs jüngster Sohn aus der zweiten Eh'.

Dessen Namen war Otto.

Derselbe Otto hatte auch ein kunterbuntes Leben.

Das wißt Ihr, sein Bruder, der Römer Ludwig, ward seiner Zeit in die Mark Brandenburg eingesetzt. Als nun Das geschah, kam der Otto zur Hälfte mit in's Regiment von Brandenburg, und regierten dann die zwei Brüder miteinander.

Als der Otto dergestalt auch im Brandenburgischen war, nahm er sich um Dieß und Jenes an, hatte aber nirgends viel Glück. Nur Eins zu melden, das war sein Krieg mit dem Herzog Casimir von Pommern.

In dem zog er weitaus den Kürzern, und statt daß der Casimir einen Vertrag aufhob, den der Otto gelöst haben wollte — mußte ihn vielmehr der Otto selbst und auf's Neue bestättigen und bekräftigen.

Selb war nicht so fast angenehm.

Es schien auch, dem Otto sei die Lust am Krieg und an den Sorgen des Regiments ganz vergangen.

Er nahm sich nach und nach um Wenig mehr an, gar ließ er des Herzogs Stephan, seines Stiefbruders Sohn, den Friedrich kommen, und theilte sein Regiment mit ihm. Allerletzt kümmerte er sich aber schier um gar Nichts mehr.

Wie nun der Kaiser Carl das inne ward und viel Trübes sah, dacht' er, wie er immer dachte: Da ist gut fischen!

Selbiger schlaue Kaiser war auch des Kaisers Ludwig eigentlicher Nachfolger im Reich.

Denn der edle, biedere Graf Günther von Schwarzburg ist schier nicht zu zählen, so kurze Zeit war er an der Herrschaft, starb gar bald, und zu Frankfurt am Main liegt er im Chor der Domkirche begraben. Wenn Ihr einmal dahin kommt, seht Ihr seinen Grabstein beim Hochaltar, gleich zur Rechten. Da steht der Günther in Stein gehauen.

Auf den Otto und den Kaiser Carl wieder zu kommen, so fiel der Carl mit einemmal in Brandenburg ein — der Friedrich war auf Solches nicht gefaßt, und der Otto noch weit weniger — item, da galt Gewalt für Recht — der Carolus nahm die Hauptstadt ein und zwang den Otto und Friedrich zu einem Vertrag. Der war nicht von den besten, war ein schnöder Mißbrauch unvorhergesehener Macht und Willkühr und bestand darin, daß der Carl dasselbe Brandenburg gewinnen sollte, dafür er dem Otto und dem Friedrich zweimalhunderttausend ungarische Dukaten auszahlen müsse. Gar heißt es zu-

meist, die Summa habe nur hunderttausend Gulden betragen. Das ist aber wohl nicht so. Denn es giebt eine gewisse böhmische Urkunde auf lateinisch, drin steht's deutlich, daß das Mehre gilt. Ist das wenig genug — für eine ganze, große Landschaft und für alle Zeiten!

Die Sache ist wohl diese. Der Otto und der Friedrich sollen das Geld nicht einmal ganz bekommen haben, sondern nur ein vierhundert Goldgulden in Baarem — das Andere aber sei auf verschiedene Städte und Ortschaften gelegt worden. Also kann's wohl so sein, daß mit der Zeit nur hunderttausend Gulden abbezahlt wurden, und weiter nichts mehr.

Weil aber die Summa so gering war, ging dann etwan billig die Sage im Volk, man hab' die Mark Brandenburg für so Weniges verkauft, daß nicht einmal die Glockenstränge abbezahlt worden seien.

Dem sei, wie da wolle, gar viel Freud' und Gunst wird der Otto bei uns zu Land gerade nicht aufgehoben haben. Es zeigte sich aber freilich bald, daß gegen den unerhörten Ueberfall des Kaisers Carolus nichts zu richten gewesen sei, und ward ihm verziehen. Sein Bruder Stephan mit der Hafte aber, von dem ich Euch vorher schon erzählt hab', grämte sich doch zu Tode.

Auf Dieß hin wurde der Otto recht tiefsinnig und schickte sich an, eine Pilgerfahrt gen Jerusalem zu thun.

Die vollführte er und kam auf dem Weg in große Gefahren, sonderlich einmal — so daß ihn nichts, als Gottes wunderbare Fügung erretten konnte. Die waltete

auch. Also sah der Himmel doch nicht in zu großem Zorn auf ihn herab, auch weil sich der Otto in Allem zum Besten wendete, und ließ ihn weiters mit Heil an's heilige Grab gelangen. Da betete der Otto auf's Eifrigste und in größter Andacht. Seiner Zeit machte er sich dann wieder auf, kehrte in die Heimath zurück und lebte den übrigen Theil seines Daseins unweit Landshut auf dem Schloß Wolfstein.

Weil nun da in der Gegend eine sichere Müllerin lebte, die an Antlitz und Gestalt schier wohl geformt war, heißt's, er hab' mit der Grethe ein Liebeseinverständniß gehabt. Wird aber nur zu verschiedenen Zeiten mit ihr gesprochen haben, weil sie klug und mit guten Einfällen begabt war, und ihr Das wohl anstand. So ist's vielleicht gewesen. Denn einmal die unstreitig fromme Pilgerfahrt — und dann wieder leichtsinnige Liebeshändel, das scheint doch nicht wohl vereinbar zu sein. Nun ja, will nicht sagen — manche große Herren sind wohl auch zu Zeiten nicht ganz so, wie sie sein könnten. Aber dafür merkt man auch wieder auf jeden ihrer Blicke und auf alle Worte und legt ihnen gar Vieles übel aus, drüber man sich bei Anderen gar keine Gedanken macht.

Also wird hier dem Otto wohl zu Zeiten mild frohe Herablassung zu Sinn gekommen sein, aber doch kein sündiger Frevel. Hat's auch sicher nicht von Nöthen gehabt. Denn er liebte seine Gemahlin Anna ganz zärtlich. Wundersam genug. Die war desselben Kaisers Carolus Tochter, der ihm sein Land abgenommen hatte.

Also lebte der Otto friedselig auf seinem Schloß

Wolfstein, bis man das Jahr 1379 zählte, dann gab er nach viel guten und mildthätigen Werken seine Seel' in Gott zurück — an einem Tag Augusti, heißt's, ward er im Kloster Seligenthal begraben, sein Bildniß in Stein aber zu Landshut an eine Kapell' an der Martinskirche gesetzt.

Dieser Otto war der letzte Sohn des Kaisers Ludwig gewesen. Die übrigen drei Kinder aus der zweiten Ehe waren Prinzessinnen.

Die waren: die Margareth — von der weiß ich nicht genau, wann sie starb; wird etwan um die Zeit von Otto's Tod gewesen sein.

Dann die Elisabet. Die war in jüngsten Jahren an den Herzog Johannes in Bayern versprochen. Nachdem aber Dieser vor der Zeit aus der Welt ging, ward sie eines welschen Fürsten Ehgemahl, der hieß Canis Scaliger — und wie der Scaliger gestorben war, ward sie über eine Weile dem Herzog Ulrich von Würtemberg angetraut. Mit Dem lebte sie noch so ein drei Jahre, dann starb sie — als man 1362 nach Christus zählte, und liegt zu Stuttgart begraben.

Allerletzt ist noch die Anna da. Die war Kaiser Ludwigs Herzallerliebstes. Das nahm ihm aber der Himmel schon im dritten Jahr, da er mit seinem kaiserlichen Ehgemahl auf einer Reise begriffen war und sich im Kloster Castell etliche Tage hielt. Da ward die Anna dann einbalsamirt und in einer Nische zu Grab gelegt.

Da hat sie heutiger Zeit noch gar Mancher und ich selbst gesehen. —

Nun hat sich klar herausgestellt, wie es mit des Kaisers Frauen und Kindern beschaffen war. Wer weiß, erzähl' ich Euch einmal seine eigene, ganze Geschichte, und da wird dann noch gar Viel von der „Ludwigsburg" oder dem „alten Hof" zu Tag kommen.

Eins aber sag' ich hie.

Eine schöne, ehrwürdige Kirche gehörte zur Burg.

Diese Kirche stand gerade über vom bewußten Erkerthürmlein auf der anderen Seite des Hofes, wo heut zu Tag die bayrischen Leut' ihre Landessteuer entrichten. Die Kirche war St. Lorenzen geweiht, befanden sich viele sehr merkwürdige Denkmäler und Bilder darin — oben aber, an der einen Seite, überm Bogenthor draußen, befand sich ein Steingebild.

Das stellte einen Affen vor.

Der soll ganz treu nach dem Leben conterfeit gewesen — und deßhalb hinaufgekommen sein.

Wie gesagt, rechts, schräg vom Spitzthürmlein hinüber, am obern Burgthor, zunächst der Kirche, hatten die jungen Prinzen und Prinzessinnen ihre Losamente und das Fenster rechts vor dem Bogen soll an der Kindsstube gewesen sein.

Nun heißt's da so.

In ganz früher Zeit, als der Herzog Ludwig der Strenge wieder eine Gemahlin genommen hatte, sein Söhnlein, der Kaiser Ludwig noch in den Windeln lag und den

Eltern, wie Allen um ihn, seiner Anmuth wegen gar lieb und werth war, soll ihn die Hofmeisterin oft auf die Arme genommen, dem Kinde auf alle Art schön gethan, es geschwungen und gehoben haben, und stets unter froher Rede — wie das der Frauen Brauch ist.

Nun befand sich aber ein Affe im Schloß, der so zahm war, daß sich die Prinzlein und Prinzessinnen und die älteren Leute sammt und sonders keiner Gefahr versahen. Besagter Affe hatte demnach überall freien Zugang. Ueber dieser seiner Freiheit sah er aber, was die Hofmeisterin that, und wie sie einmal nicht da war, ergriff den Affen das Lüstlein, ihr das Spiel nachzumachen. Er hob demnach das Kind aus der Wiege und begann ungefähr so zu thun, wie er es von der gräflichen Frau gesehen hatte.

Als nun Diese mit einemmal hereintrat und voll Schrecken laut aufrief, dachte der Affe, es setze eine Züchtigung oder wie sonst — item, das Fenster war offen, das machte sich der Affe zu Nutz, weil er verfolgt ward und nimmer anders aus und an wußte.

Er sprang also auf das Gesimse, mit sammt dem Wickelkinde, kletterte von da weiter und weiter — und als er sich auf dem Kirchendach befand und sicher glaubte, fing er hoch in Lüften dasselbe Spiel an, wie er es in der Ammenstube gepflogen hatte.

Nun kann sich wohl Jeder denken, welch Jammergeschrei in der ganzen Burg aufschlug, und was man Alles ersann, um den Affen vom Kirchdach herabzubringen. Es

machte sich auch Männiglich gefaßt, der Affe werde das Kind übereins fallen lassen — und sind die Betten und was da sonst Mild und Sanftes, schier nicht zu zählen, so unten aufeinander gethürmt wurden, damit das Kind sich im Sturz nicht zu sehr beschädige.

Als nun das Kind glücklicher Weise nicht fiel, der Affe aber lange genug gescherzt hatte, ward die Gefahr doch noch größer.

Denn es stand zu erwarten, er lege es etwan neben sich hin oder werfe es gar von sich. Das that nun der Affe nicht, sondern er schien den Rückweg antreten zu wollen — aber nicht ohne Sorge vor Schlägen zu sein. Weßhalb er sich bald näher, bald wieder weiter vom besagten Fenster einfand, dabei er das Kind stets fest in den Armen hielt.

Weil's nun just die Zeit war, zu der er jeden Tag gefüttert wurde, setzte man ihm auf diese Weise zu und stellte ihm das Beste und was er am Liebsten verzehrte, an's Fenster.

Mit dem ist schon gar Manches in der Welt erzielt worden, und da gelang's auch.

Der kecke Kaiserräuber ward gänzlich an die Ammstube gelockt, und die Hofmeisterin war schon auf der Lauer, ihm das heilig' fürstliche Kleinod abzunehmen, ein Diener hingegen, ihm das Seinige empfindlich angedeihen zu lassen.

Wie nun der Affe zu seinem guten Futter kam, und die Hofmeisterin glaubte, er sollte das Ludwiglein etwan auf's Gesims legen, damit sie dasselbe ruhig zu sich neh-

men könne — war Dem ganz anders. Denn der Affe war ganz wundersam groß gesinnt, berührte von all seinem Futter nicht das Geringste, vielmehr stieg er ganz vorsichtig in die Stube, machte sich allgemach auf die Wiege zu — da hob er das Kind noch etlichemal in die Höhe — dann legte er's aber in die Wiege und deckte es zu.

Gerade wie er's von der Amm', der Hofmeisterin, und der fürstlichen Mutter Mechtildis gesehen hatte.

Ueber diese wunderbare Rettung war die Hofmeisterin so erstaunt und gerührt, daß sie ganz sprachlos auf die Kniee sank — und die Mutter Mechtildis deßgleichen. Denn Die war mit mehren anderen Frauen und Hoffräulein auch in der Nähe. Nicht minder befand sich Herzog Ludwig der Strenge zugegen.

Wie nun der Affe mit einemmal so viele Menschen sah, die er nicht vermuthet hatte, fuhr eine unglaubliche Angst in ihn, so daß er wie im Blitz wieder zum Fenster hinaus wollte.

Das war aber verschlossen, es standen schon auch mehre Diener davor, also zitterte er erst am ganzen Leib, denn er sah nirgends einen Ausweg — wohl aber Einen, der auf ihn zu wollte, um ihm die Ruthe angedeihen zu lassen.

Ueber Das begann er ganz diverse Sprünge und Sätze, daß es schier possierlich anzuschauen war — und flüchtete sich auf einmal zur Hofmeisterin. Der sprang er auf die Schultern und nahm sie um den Hals.

Da rief Die laut auf vor Schrecken — die Andern

soll's aber trotz all gehabtem Schrecken ergötzt haben. Denn es war, als ob sich der Affe da besten Schutz suche, wo er Das gesehen, was er nachmachen zu dürfen, geglaubt hatte.

Darin liegt ein guter und lustiger Sinn verborgen.

Weil nun dem Ludwiglein nichts widerfahren war, und der Affe seine kühne That so artsam zu Ende gebracht, erfüllte der Eltern und aller Anderen Herz große Freude und Dank zu Gott.

Dem Affen geschah weiters gar kein Leid, sondern ward dem vorwitzigen Gesellen verziehen.

Ja es ward sogar ein guter Steinbildner berufen. Der bekam des Affen Conterfey zu fertigen, und das kam dann an dieselbe Stelle, wo der Affe mit dem Kind auf dem Kirchendach gesessen war.

Da war's so lange zu sehen, bis die Kirche zu St. Lorenz weggerissen wurde.

Hätt' noch viel hundert Jahre stehen können.

Wieder auf die Burg zu kommen, so hatten von Kaiser Ludwig an bis auf weiterhin alle regierenden Herren von München ihren fürstlichen Wohnsitz in der „Ludwigsburg", kam da gar mancher berühmte Fürst und Graf mit seinem Gefolge in den Schloßhof geritten, fand sich gar mancher Bischof oder gelehrte Abt ein und sprach bei den Herzogen zu — stellte sich auch der und jener Mönch ein. Insonderheit vom Barfüßerkloster herüber. Das war auf der Stelle befindlich, wo heut zu Tag die Comödien abgehalten werden und war's das nämliche Kloster, in welchem

der Kaiser Ludwig oft, voll Verlangen nach dem Gottesdienste, hinter einem Gitter kniete und die hl. Messe anhörte, mittlerweil er im Bann war und sich in der Kirche nicht wohl offen zeigen konnte. Auch kann ich Euch noch Das sagen. Ueber der Burg draußen ward zu Kaisers Zeiten ein Thurm gebaut, den Ihr heut' noch seht. Drin wurden arge Uebelthäter eingesperrt. Weil aber nächst am besagten Thurm ein Haus stand, drin der Herzoge Falkeniere und anderes Jagdgesinde lag, so ward der Thurm der Falkenthurm genannt.

Solcher Thürme und Gefängnisse gab's an den Mauern zu München ringsum noch mehre, in die wurden die schwersten Verbrecher gelegt. Im Raththurm wurden kommender Zeit auch Manche zur Haft gebracht. Für Geringeres aber war anders gesorgt. Da gab's im Rathhaus das „Bürger-," und gab's das „Grafenstüblein." Ein „Narrenstüblein" gab's auch. Drein wurden keck lärmende Gesellen oder schalkhafte Ränkeschmiede gesetzt, und eh' man sie in's Narrenstüblein brachte, ließ man die Herren etwa eine Stunde auf dem „Holzesel" reiten. Der stand auf dem Schrannen- oder Marienplatz, ein zehn oder zwölf Schritte links ab von der Mitte des Platzes auf die Rosengasse.

Von dem Holzesel will ich Euch späterhin ein Geschichtlein erzählen, da werdet Ihr sehen, wer darauf reiten mußte.

3.

Von der „Neuveste“ und vom Herzog Albrecht dem Dritten und seinem Sohn Albrecht dem Weisen, dessen Brüdern, und wie es weiter erging.

Also lebten und regierten Kaiser Ludwigs Nachkommen mehr oder minder friedlich in der „Ludwigsburg“ zu München.

Um Etliches weiter drüben aber am Graben gegen den heutigen Hofgarten zu, entstanden mit der Zeit auch ein paar und überaus feste Thürme und etliche neue, kleine Gebäude.

Nun kam im Lauf der Jahre ein Herzog an's Regiment, der hieß Albrecht und war seines Namens der Dritte.

Der hatte Manches zu erleiden und durchzufechten, auch mit seinem Herzen in früheren und späteren Zeiten. Im Ganzen aber war sein Schicksal und Leben Dieß.

Als er fromm und ritterlich erzogen und herangewachsen war, verfiel er in große Liebe zu jener schönen Augsburgerin, von der Ihr Alle wißt, der Agnes Bernauer. Die nahm er sonder Wissen und Willen seines Vaters Ernestus zur Gemahlin. Es kam aber in der Angelegenheit so weit, daß die schöne Agnes zu Straubing in der Donau ihren Tod fand. Ueber diesen Verlust ward der Albrecht ganz trostlos und fing schier an zu rebelliren. Er vertrug sich aber endlich doch mit Dem,

was nimmer zu wenden war, gab der Anna von Braunschweig seine Hand, trat seiner Zeit das Regiment in Land Bayern an und hielt sich in aller Sach und jedem Betreff überaus tapfer, weise und väterlich. Damit hatte er vollauf zu thun, und als sie eines Tages aus Böhmen daherkamen und ihn zum König haben wollten, ließ er sich auf keine Lockung ein und schlug die böhmische Krone aus.

So weise und mäßig erwies er sich auch in allen anderen Dingen; und wie warm sein Herz für Gerechtigkeit schlug, hat er in vielen Dingen bewiesen, die von größter Wichtigkeit waren. Insonderheit die Raubritter, so von ihren Burgen aus über die Kaufleute herfielen und sonst Gott und aller Welt trotzten, hatten keinen größeren Feind, als den Albrecht, und er gab nicht eher nach, als bis er eine große Zahl ihrer ärgsten Raubnester zerstört hatte.

Wie er nun da in weltlicher Sache gerecht, so war er in Angelegenheit der Kirche auch fest und unerschütterlich, und weil ihm der hl. Berg Andechs sehr lieb und werth war, bestellte er dort eine Benedictiner-Abtei und verordnete, daß er dort einmal begraben werden sollte.

Wie er nun in jungen Jahren viel Herzenskummer erlebt hatte, sollte er den in älteren Jahren noch einmal kosten.

Einst, da er kränklich war, überließ er die Regierung seiner Gemahlin, der Anna von Braunschweig. Die Sache ging aber in die Länge nicht so ganz recht. Also nahm er die Zügel wieder selbst in die Hand, und drüber ward die hohe Frau böse, denn sie hatte in Allem die beste

Absicht gehabt. Aber das hilft nicht immer. Denn es kömmt allerlei daher, man kann's auch nicht Allen recht machen, oder sie sehen das Gute nicht ein — kurz ein Regiment führen, ist gleich gesagt. Es gibt aber schier nichts Schwereres in der Welt, und gehört viel Erfahrung, Muth und Ruhe vor Leidenschaft dazu.

Item die Anna grollte innerlich mehr und mehr, so daß dem Albertus oder Albrecht immer weher zu Muth wurde, und er zuletzt nicht mehr wußte, wie er sie versöhnen sollte. Da half denn Gott auf eine andere und unerwartete Weise. Denn es kam, heißt's, der Meister Conrad, ein blinder Orgelspieler, so links unter der Sonnenuhr an der Liebfrauenkirche begraben liegt und dessen Grabstein Jedweder noch heut zu Tag sehen kann. Derselbe Conrad versöhnte da die zwei hochfürstlichen Ehleute durch eine Musika, die er zu gewißen Verslein in des Herzogs Albrecht Gebetbuch gesetzt hatte und singen ließ. So war denn die Sache wieder ausgeglichen, und lebten der Albrecht und die Anna glücklich und so viel traulicher, bis an ihr Ende.

Der Albrecht starb aber als man 1460 nach Christus zählte, am 28. Februarii. Die Anna von Braunschweig aber starb am 14. Octobris im Jahr 1475 und liegen Beide nebeneinander in der Gruft zu Andechs auf dem heiligen Berg.

Wie nun Albrecht der dritte aus dem Zeitlichen geschieden war, kam nach allerlei Ereignissen und Kämpfen sein Sohn Albertus der Weise an's Regiment.

Der ist Derselbe, so seinen Bruder, den frommen und

wunderwürdig starken Herzog Christoph nicht mitregieren lassen wollte, ihn seiner Zeit in einen von den besagten, neuen Thürmen sperrte, aber später wieder frei ließ — drauf der Christoph noch viel Wunderbares durchlebte, bis er nach Jerusalem pilgerte und auf der Heimkehr zu Rhodus selig verstorben ist. Das geschah im Jahr 1493 am Himmelfahrtstag Mariä.

Ein anderer Bruder Albrecht des Weisen war der Herzog Sigmund. Der führte das Regiment allererst allein, bis er es dem Albrecht überließ. Er selbst aber zog sich nach Blutenburg zurück, lebte dort mit Gelehrten und guten Singern, hatte schöne Gärten und allerlei Thiere darin, lebte demnach ganz froh und zugleich christlich — das Beste aber war, daß er die Liebfrauenkirche zu München erbaute — wie sie noch heut zu Tage steht.

Ueber den Bau mußte nun dasselbe Marienkirchlein mit der Zeit weichen, darein die alten Herzoge zu Grab gelegt worden waren, und die Michaelskapell' auch, von der ich Euch erzählt, da noch die Sprach vom Kaiser Ludwig war.

Der genannte Herzog Sigmund schied dann im Jahr 1501 am 1. Tag Februarii aus der Welt und ward vor allen anderen Herzogen selbiger Zeit zuerst in die Gruft der großen Frauenkirche gelegt.

Diese drei Brüder hatten vorher einen Bruder Namens Johannes gehabt. Der hatte gleich nach des Vaters Tod zum Regiment gegriffen. Das hatte aber nicht lange gewährt. Denn es war dazumal die Pest über München eingerückt, dabei der Lindwurm am Eck der Weinstraße in's

Spiel gekommen, und drüber war der Johannes erlegen. Das geschah im Jahr 1463. Dieser Johannes aber ward an seines Vaters Seite zu Andechs auf dem heiligen Berg begraben.

Ein fünfter Bruder war der Herzog Wolfgang, so stets zum Christoph hielt, während der mit dem Albrecht um das Regiment stritt. Nach des Christoph Tod hielt er sich nöthigen Falls ganz tapfer, sonst aber bequem, überlebte den Albrecht und administrirte darauf Land Bayern noch drei Jahre lang. Anno 1514 aber starb er und ward in die Gruft der Frauenkirche gelegt.

Die genannten Brüder hatten aber drei Schwestern, die Margreth, die Elisabeth und die Barbara.

Davon ward die Erste die Gemahlin des Markgrafen Friedrich zu Mantua; die Andere nahm der Churfürst Ernestus von Sachsen zum Gesponse und die Dritte, die Barbara, ging in's Kloster auf dem Anger zu München. Drin starb sie gottselig im Jahr 1471 und liegt heut zu Tage auch in der kleinen Gruft zu unser lieben Frauen, bei Kaiser Ludwigs Tochter, der Agnes.

Nun ist in so weit Alles von Herzog Albrechts des Dritten Söhnen und Töchtern kund. Mit Albertus dem Weisen aber, der zuletzt allein, mächtig, ob auch viel angefochten, und zu bestem Nutz und Frommen künftiger Zeiten regierte, hat sich aber noch gar Vieles zugetragen, deßen hier zu viel würde.

Nur das verlaute, daß er seiner Zeit Kaiser Friedrichs Töchterlein, die Kunigunde, sonder ihres Vaters

Wißen heirathete, als er sie zu Inspruck beim Erzherzog Sigismund von Tirol traf, daß dann der Kaiser, wie billig, äußerst unmuthig, allerletzt aber doch noch versöhnt ward und an seinen Enkelein die größte Freude bezeigte, so daß ihm die hellichten Thränen in den Augen standen, als er sie zum erstenmal sah.

Da hierauf Alles bereinigt war, lebten der Albertus und die Kunigunde froh und friedlich miteinander.

Als Jener aber im Jahr 1508 am 10. März starb, in die Gruft zu seinen Vätern gelegt war, und man glaubte, die Kunigunde werde vom Leichenbegängniß wieder heim in ihre fürstliche Hofhaltung kehren — erzeigte sich die Angelegenheit ganz anders.

Denn sie fuhr an's Püttrichkloster, läutete an — als man ihr die Klosterpforte öffnete, trat sie ein, wandte sich zu ihren Begleitern und Begleiterinnen, Denen sagte sie, daß sie von nun an da bleiben und allhier das Leben beschließen wolle — und davon vermochte sie kein Mensch mehr abzubringen.

Also blieb sie als Nonne im Püttrichkloster, geradeüber von da, wo dazumal das Franziskanerkloster stand, wo sie aber, wie gesagt, heut' zu Tage Comödien abhalten. Da lebte sie noch zwölf Jahre ungemein gottselig und enthaltsam — bis sie am 5. Augusti 1520 ihrem Gemahl in die Ewigkeit folgte und auch in der Liebfrauenkirche begraben wurde.

Mit der Hofhaltung war's aber so ergangen.

Der Herzog Albrecht oder Albertus der Weise verlebte seine Jugend und einen guten Theil späterer Zeit noch in der „Ludwigsburg“ oder im „alten Hof“. Er legte aber schon früh Hand an die bewußten, kleineren Gebäude und Thürme, davon früher die Rede war, und wo er sich mit seinen Brüdern mehrmals spielweise oder sonst gehalten hatte. Der Vater Albertus der Dritte hatte auch schon Dieß und Jenes hinzugefügt, so daß es wohl nach Etwas aussah und eine neue Veste gescholten werden konnte. Im Ganzen aber war's doch nichts Rechtes, und deßhalb vergrößerte es der Sohn. Es hatte auch die Ludwigsburg manches Unheil betroffen, und es war demnach ein neuer Bau von Nöthen. Der war sehr erhaben anzuschauen, stand derselbe ungefähr da, wo man von der vorderen Thüre der Allerheiligen-Kirche auf den freien Platz hinausschaut, behielt dieselbe Herzogsburg den ersten Namen, „Neuveste“ — und in dieser Neuveste lebten der Albrecht der Weise und die Kunigunde später gerne — und nach ihnen mehr andere Herzoge und Herzoginnen, bis wieder eine andere Burg gebaut ward.

Im besagten „alten Hof“ oder der „Ludwigsburg“ hielten sich aber schier mehr die fürstlichen Brüder der regierenden Herren oder andere Herzoge und Grafen, so auf Besuch kamen.

4.

Vom Herzog Albertus dem Fünften oder Großmüthigen und seinem Ehgemahl; dann von seinem Sohn, dem Herzog Wilhelmus, der die „Wilhelms-“ oder „Marburg erbaute und von seiner Gemahlin Renata; nächst von Herzog Ferdinands Hofhaltung im Grottenthal.

Seiner Zeit regierte in Land Bayern ein Herzog, der hieß Albertus, der Fünfte oder Großmüthige, und galt wieder für das Muster eines trefflichen Fürsten. Dem soll die Ludwigsburg schier wieder besser gefallen haben, und lebte er theilweise in der. In der Neuveste aber sammelte und häufte er viel Kostbares an, als Kleinode, gemalte, aus Holz, Bein oder aus Stein geschnitzte und gemeißelte Bildwerke — Bücher und alles Mögliche sonst.

Damit vertrieb er sich manche üble Laune, denn er lebte in der Zeit weitgreifender Glaubensstreitigkeiten. Bei denen gab's unglaublich viel zu richten und zu schlichten, und war großer Muth und äußerste Ausdauer von Nöthen. Die bewies er auf verschiedenen Reichstagen.

Weil er nun die katholische Religion um jeden Preis aufrecht erhalten wollte, schrieb er dem Ignatius Lojola, er möchte ihm achtzehn tüchtige Ordensgeistliche seiner Gesellschaft schicken.

Die kamen auch im Junius 1556 an, und die tüchtigsten darunter waren der Thomas Lentulus, der Johannes Cavillon, dann einer des Namens Hermann Tiräus, der Hurtadus Petri und der Theodor Peltanus waren auch erfahrene und tiefschauende Herren.

Die blieben dann sämmtlich nicht lange hier in München, sondern verfügten sich bald nach Ingolstadt, wo sie den Lehrstuhl betraten. Ueber etliche Zeit kam der berühmte Pater Canisius, der bis da in Prag gelebt hatte, auch noch dazu.

Diese geistlichen Herren lehrten hierauf zu Ingolstadt und kamen die Menschen von weit her, sie zu hören und von ihnen zu lernen, der Herzog aber schickte seine eigenen drei Söhne nach Ingolstadt, damit sie auch der Wissenschaft oblägen — und die drei Söhne hießen Wilhelm, Ferdinand und Ernst.

Von den Dreien war der Wilhelm des Herzog Albrecht Nachfolger im Regiment.

Der Albrecht sah aber früh zu, daß der Sohn Wilhelm eine gute Wahl treffe, wenn er sich eine Gemahlin erkiese.

Da fiel die Wahl auf die viel schöne Renata, Herzogs Franz von Lothringen Töchterlein. Die Vermählung aber fiel auf's Jahr 1568 und ihren Einzug hielt die Renata am 21. Februarii.

An dem Tag ward sie vom Herzog Adalbertus dem fünften und vom fürstlichen Bräutigam Wilhelmus bei Neuhausen empfangen und von Diesen und von vielen Fürsten und Grafen gen München geleitet. Da waren alle Wehrleute ausgerückt, Alles auf's Herrlichste geschmückt, ward vom Gasteig und aller Orte sonst geschossen, und alle Glocken von ganz München wurden geläutet. Also hielt die Renata einen trefflichen Einzug und jauchzt' und

jubelte ihr Alles entgegen. Denn sie nahm alle Herzen ein, so schön und freundlich war sie und so viel Gutes hatte man schon von ihr gehört.

Wie sie nun so einher zog, ward sie allererst an die Frauenkirche geführt, und da sah sie sich wieder von Weltlich und Geistlich rührend ehrerbietig empfangen. Dabei fand sich der Cardinal Otto und die Bischöfe von Freising und Salzburg.

Die führten sie in die Kirche, und in der ward sie wieder froh ehrerbietig empfangen. Dabei war die Pfalzgräfin Dorothea; die Jakobäa von Baden, des Herzogs Albertus Mutter; dann die Anna, Kaiser Ferdinands Tochter und des Albertus Gemahlin, wie auch Mutter des Bräutigams, und zur Seite der Anna standen die zwei kleinen Schwesterlein des Herzogs und Bräutigams Wilhelmus, die Maria und die Maria Maximiliana. Sonst aber hatten sich noch die holde badische Prinzessin Maria und die ganze Frauen- und Fräuleinschaft des herzoglichen Hofes zu München eingefunden.

Auf Dieß wurden die Renata und der Wilhelm zum Kreuzaltar geführt, davor sie niederknieten und wo Alles in größter Pracht angerichtet war, sowohl für die Brautleute, als für den Cardinal Otto.

Der betete dann für sie, gab ihnen Beiden das Kreuz des Erlösers zu küssen, dann besprengte er sie mit Weihwasser — und während all Dieß geschah, ward der Ambrosianische Gesang gesungen. Hierauf begaben sich der Wilhelm und die Renata in den Chor und auf zwei kostbar ge-

zierte, ganz getrennte Plätze. Da wohnten sie dem Psalm an, und als der zu Ende war, verließen sie und das ganze fürstliche Geleite die Kirche und verfügte sich Sämmtlich in die Burg zu Herzog Albertus.

Da könnt' ich Euch nun noch viel erzählen, was sich dort wieder zutrug. Will aber nur in Kürze sagen, daß die Vermählung ein paar Tage drauf am Hochaltar der Liebfrauenkirche stattfand, dabei eine unbeschreibliche Menge Volkes zugegen war.

Nächst kamen Feste über Feste, auch ward ein Turnier auf dem Schrannen- oder Marienplatz gehalten und war das Alles so prächtig und lustsam, daß mehrere ganze Bücher drüber verfaßt wurden. Das ist zum Exempel das eine von einem berühmten Musikus damaliger Zeit, des Namens Maximus Trojanus, in ungebundener Sprache — das andere aber in Reimen. Selbes in Reimen faßte Einer ab, der Henricus Wirre. Der nannte sich einen deutschen Poeten und sonstigen Meister und war weiters ein Bürger von Zell in der Herrschaft Gleiß an der Yps gelegen. Derselbige Henricus Wirre gab's nicht nach, bis ihm sein Herr, der Kaiser Maximilian Urlaub gab; der Graf Diemar von Losenstein aber gab ihm sämmtliche Futter- und Furierzettel — also konnte der Henricus wohl leicht schreiben, weil er Alles sah und wußte, und besteht seine Haupttugend in den trefflichen Reimen, darin er all den Einritt und alle Mahlzeiten, Tänze, Turniere, Schenkungen, und was sonst, für die spätere Zeit vor Augen stellte.

Dabei erzeigte sich derselbe Henricus Wirre ganz schalkhaft und aller Verwunderung voll. Hievon muß ich Euch doch ein Exempel geben, und wird sich dann ausweisen, ob Einer heut zu Tag so schöne Reime machen kann, wie der Poetenmeister Wirre vor dreihundert Jahren.

Da heißt's zum Exempel vom Bischof von Salzburg:

Durch seinen Landshauptmann wolgemuth
Ein gülden Pfennig er da thut:
Tausend Ducaten an schönem Gold.
Ich nehm's gerne in ein Jahr für mein Sold!
Will im doch nit haben, unverholn!
Man möcht sagen — ich häts gestoln!
Deßhalben schenk mir niemand so vil,
Dann ich gar nit haben will!"

Dann heißt's wieder, er hab' ein Kleinod gesehen, zwo Becher:

„Von Gold und Arweit schön geziert,
Wie sich dann sollichs wol gepürt,
Die seind gestanden hört' ich fein
Auf achzehnhundert Rheynisch Florein.
In Bechern aber lagen, das muß man sagen,
Sechstausend guter Florein."

Dann geht's fürder so und heißt zuletzt:

„Eilftausend achthundert Florein,
Hei das laß ich mir eine schöne Schenke sein!"

Item, der Herzog Wilhelmus und die Renata waren nun vermählt, und weil's dem Wilhelmus zu Sinn stand, baute er sich ein neues Schloß — dahin zog er dann, und

das Schloß ist die „Wilhelmsburg“ oder wie sie heut' zu Tage genannt wird: die „Marburg.“

Wo die gelegen ist, weiß Jeder; gleich an den alten Stadtmauern gegen den Dultplatz heraus und weiter rechts hinüber gegen die Dreifaltigkeitskirche zu.

Als man 1570 zählte, hatte der Wilhelmus schon seine Hofhaltung in selb seiner Burg.

Der Vater Albrecht oder Albertus der Fünfte aber regierte weiter und weiter und hatte gar Viel zu schlichten. Traf auch viel Schreckbares ein. Gleich drei Jahre nach der besagten Hochzeit, da kam gar ein Erdbeben über die Lande, und bald da, bald dorther kam arge Kunde, und heißt's, allein zu Innspruck in Tirol stürzten dreißig Häuser und Paläste ein. In Land Bayern war es auch wohl zu verspüren, es ging aber noch gnädiger ab und mit dem Schrecken hin.

Vier Jahre später traf Etwas ein, so die frommen Gemüther froher erschütterte und besser bedünkte. Da ward nämlich ein großes Jubeljahr gefeiert, und in demselben Jahr kamen auch die Reliquien des hl. Benno gen München. Von denen hört Ihr späterhin noch mehr.

Ueber all Dieß und mehr Anderes kam des Herzogs Albertus Lebensende heran.

Das war so.

Er befand sich auf einem Reichstag zu Augsburg und von dem kehrte er gen München heim.

Als er aber ankam, war er schon nicht bei rechtem Wohlsein. Das nahm zu, und meinten gleichwohl die Hofmedici, es hab' so viel nicht zu bedeuten. Sagten also,

er könne ohne alle Sorge sein. Das wollte aber ihm nicht recht scheinen, ließ also seinen ersten Leibmedicus holen, der hieß Philipp Wenzelius.

Wie nun der Wenzelius daher kam und den Herzog Albertus in Augenschein nahm und seinen Puls fühlte, schüttelte er den Kopf ein wenig. Und als ihn der Albertus aufforderte, mit der Sprache herauszurücken, bekannte Jener Farbe und sagte traurig — da sei seine Kunst zu Ende.

Draus kann man sehen, wie wenig die anderen Aerzte verstanden, da der Wenzelius zwar auch nicht helfen konnte, aber doch seine Einsicht bewährte und ohne Scheue den Herzog auf Gottes Gnade anwies, da menschliches Wissen nimmer ausreiche.

Als nun der Albertus wußte, wie bald er von hienieden sollte, forderte er seinen Sohn, den Wilhelmus, zu sich. Den segnete er als ein liebevoller Vater von ganzem Herzen, legte ihm des biederen, bayrischen Volkes Wohl recht sehr an's Herz, und sonderlich auch die Treue für die Landesreligion. Da versprach ihm der Wilhelmus unter Thränen Alles hoch und heilig. Nächst empfing der Vater Albertus die Tröstungen der Kirche, und am 24. Tag Octobris 1579 hauchte der tapfere, großmüthige und glaubenstreue Fürst seine Seele aus.

Zu unser lieben Frauen liegt er in der Gruft. Der Friede sei mit ihm.

Ich will Euch nur noch Etwas von diesem edlen Albertus sagen.

Dieser Albertus war's, der in Lebzeiten einen großen, schönen Löwen, Namens Sultan, hatte, der so zahm war, daß er ihm überall folgte und sich von ihm friedsam streicheln ließ.

Mit ihm, dem Löwen, ist viel Wundersames und Ernst', wie Drolliges vorgefallen.

Zum Exempel mit einem fürstlichen, etwan brandenburgischen Gesandten, der große Botschaft zu hinterbringen hatte. Als er aber vor den Herzog Albertus treten sollte und den starken Löwen zu seinen Füßen liegen sah, erschrak er so und auf's Aeusserste, daß er laut aufrief und sogleich wieder zur Thüre hinaus stürzte, bei der er mit ganz langsamer Reverenz hereingetreten war.

So ist's Diesem ergangen.

Wieder ein anderesmal ging's an einem gewißen Glücksritter Talamont aus Lothringen aus; und so kam allerlei vor.

Es ging aber die Angelegenheit stets gut zu Ende.

Im Uebrigen war der Löwe Sultan nicht der einzige, welcher in der Ludwigsburg gehalten wurde, sondern es waren vor und zur Zeit des Sultan noch mehre da, nur waren sie nicht gezähmt. Die hatten einen eigenen Ort an der Burg, der hieß der „Löwenzwinger", war gleich außerhalb am Schloß, wenn man in die Burggasse hinaustritt, zur Rechten, und konnte da Jedermann hinunterschauen. Da mag sich mancher Soldknecht die Zeit vertrieben haben, wenn er mit seiner Hellebarde Wache stehen mußte und es kam eine Weile lang nichts daher geritten oder gegangen.

Item der Albrecht der fünfte war in Gott geschieden — nunmehr war der Wilhelmus am Regiment — und Dieser hielt, wie gesagt, in der „Wilhelms" oder „Marburg" Hof.

In der wohnte er links hin, über der Schloßkapelle. Seine Brüder, der Ferdinand und der Ernestus aber rechts herüber.

Derselbe Ernestus lebte aber nicht lang in der Wilhelmsburg, denn er wurde in frühen Jahren Bischof von Freising, dann von Hildesheim, nächst von Lüttich und allerletzt Erzbischof und Churfürst von Cölln. Da zu Cölln blieb er bis an seinen Tod. Der traf ein im Jahr 1612 und am 2. Februar war's.

Der Ferdinand aber lebte länger und stets in der Wilhelmsburg, wenn er nicht in's Feld zog. So hielt er's bis später, da er dann seiner Zeit des Peter Beck überaus schönes Töchterlein zum Traualtar führte, sich deßhalb der Rechte auf das Regiment für seine Nachkommen entschlug und das Geschlecht der Grafen von Wartenberg gründete, zugleich wieder einen eigenen Hofhalt gründete und eine sonderliche Residenz erbaute.

Vom Herzog Wilhelmus zu sprechen.

Der war äußerst fromm und mildthätig. Das bewies er auch bald, und als um dieselbe Zeit eine schreckliche Theuerung in Land Bayern eintrat, that der Wilhelm seine Kornhäuser angelweit auf, verkaufte sein Getreid zu ganz geringem Preis, und die Reichen im Lande folgten seinem Beispiele.

Einst besuchten der Wilhelm, die Renata und des Wil-

helmus Schwester, die Maria Maximiliana, zu Neujahr 1582 die Augustiner und die Kapelle, drin die Jesuiten Messe lasen. Denn dieselbigen Jesuiten hatten wohl eine Art Collegium von Vater Albertus Zeiten her, aber eigene Kirche noch keine — sondern sie mußten sich mit besagter Kapelle behelfen.

Nun war da so viel Volks, daß es keinen Raum fand, und so war's Tag für Tag. Drüber entschloß sich der Wilhelmus, eine große Kirche und ein herrliches Kloster zu bauen. Das ist das Jesuiten-Collegium und die schier unvergleichlich schöne St. Michaelskirche zu München.

Derselbige Klosterbau währte acht Jahre lang, von 1582 bis 1590.

Als man nun daran war, daß man die Kirche einweihen hätte können und auch der Tag schon bestimmt war, traf etwas ganz Anderes zu.

Denn es zeigte sich am Thurm, der an der Stelle befindlich war, wo heut zu Tage der Kirchenchor anfängt, ein Sprung, über einige Zeit fiel der ganze Thurm ein und schlug dabei ein ganzes Stück vom wundervollen Kirchengewölbe nieder. Da war's mit der Einweihung nichts.

Wie nun Etliche, so die Jesuiten nicht leiden konnten, sagten, der hl. Michael, dem die Kirche geweiht werden sollte, wolle die Huldigung nicht annehmen und hab' etwan gesorgt, daß sie zusammenfalle, weil er sie für zu groß und prächtig halte, und sich die Jesuiten mit etwas Kleinerem auch begnügen könnten — hörte der Wilhelmus Das. Drauf sagte er: So meinten nun Die, er aber sehe ganz was

Anderes darin, nehmlich, es möchte den St. Michael die Kirche nicht zu groß, vielmehr zu klein bedünken.

Drauf ward alsbald Hand angelegt, der Thurm um viel weiter weggesetzt und von da, wo der erste gestanden, bis zum neuen hin, die Kirche um so viel größer gebaut. Drüber verstrichen wieder sieben Jahre.

Weit früher aber schon, im Jahr 1591 am 24. Tag Septembris, fand die Einweihung etlicher 6 Kapellen von oben herab zu beiden Seiten mit den größten Feierlichkeiten statt.

Die Einweihung der ganzen Kirche aber traf ein im Jahr 1597 am 6. Tag July. Dabei waren zwei und zwanzig fürstliche Herren und Frauen aus Nah und Ferne, der Weihbischof von Freising, Bartholomäus, weihte die Kirche ein, der Cardinal Philipp, Herzog Wilhelms Bruder, hielt die Predigt, im Jesuitenkloster ward ein Gastmahl für Hoch und Nieder gehalten, drauf war gesungene Vesper in der Michaelskirche und Tags drauf, am Montag, sollte ein geistliches Schauspiel von der Kirche bis zum Klostereck an der Neuhausergasse gegeben werden. Es war aber schlechtes Wetter, also wartete man noch bis Freitag.

Da ward dann das geistliche Opus aufgeführt und hieß: „Des Erzengels Michael Streit mit dem Lucifer". Bei der frommen Angelegenheit spielten 900 Schüler und Sänger mit, und erscholl eine treffliche Musik. Item Kirche und Kloster standen fertig. Was das letzte betrifft, wird es wohl in der ganzen Welt aller Weise kein so großes gegeben haben. Etwa den Eskurial in Spanien ausgenommen.

Das sieht man erst, wenn man drin umhergeht. Und wollt' Einer zu jedem Fenster nur einmal hinausschauen, müßt' er das volle achthundert mal thun.

Einige Leute glauben noch heut zu Tage, es sei in der Michaelskirche oder im Kloster ein Schatz an Gold vergraben. Er hat sich aber bis dato noch nicht vorgefunden, und mag wohl der Schatz in was Anderem bestehen, was besser ist, denn alles Gold der Welt.

Eines darf ich aber nicht vergessen. Wann Ihr einmal hineinkommt, wo die Meßgewänder bewahrt werden, habt wohl Acht und fragt nach einem derselben. Das ist aus dem silbernen Brautkleide der Renata gemacht, denn die hat dasselbe zu St. Michael geopfert.

Ist auch sonst noch dieß und Jenes zu sehen, was Freunde alter Zeiten erfreut, sonderlich auch etliche Bilder, die Euch guter Aufmerksamkeit werth sein mögen. Dabei ist das Bildniß des Baumeisters Müller, dann des Wilhelm, wie er verstorben ist, das der Renata deßgleichen und mehr Anderes.

Nun war also die Michaelskirche eingeweiht.

Dreizehn Jahre früher aber, im Jahr 1592 ward zu Augsburg ein Reichstag gehalten. Auf demselben wurde über Vieles traktirt, gegen das Ende zu kam aber Botschaft vom Pabst Gregor dem dreizehnten an den Kaiser Rudolph den zweiten, und sandte der Pabst dem Kaiser einen ganz neuen Kalender.

Dem zu Folge ward die Zeitrechnung, so früher um Einiges irrig war, berichtigt. Drüber entstanden viele

Zweifel bei den Fürsten und viel' ernste, aber auch ergötzliche Irrungen und Händel unterm Volk, bis man zu Recht kam und allerletzt der alte Kalender doch abgeschafft und der neue, der gregorianische, eingeführt ward.

Der Allererste, so ihn einführte, war aber der Herzog Wilhelmus.

Besagten neuen Kalender hat ein sicherer Doktor der freien Künste und der Arzneikunde, Namens Antonius Lilius abgefaßt. Sein Bruder Alois aber hat ihm den ersten Entwurf dazu gemacht.

Weil nun just von dem Augsburger Reichstag die Sprache ist, auf dem, nebst Anderem, auch vom Erzbischof und Churfürst von Cölln, dem Gebhard, Truchseß von Waldburg, verhandelt ward, so muß ich Euch doch von dessen Sache und Angelegenheit ein Näheres melden, weil des Herzogs Wilhelm Bruder, der Ferdinand, in's Spiel kam.

Selbiger Erzbischof hatte mit der Zeit ganz vergessen, wer er sei und was er in der Welt vorstelle und daß er als ein Kirchenfürst vor allen Anderen ein festes Beispiel abgeben müsse. Aber wie gesagt, daran dachte er nicht mehr, sondern verfiel da in arge Leidenschaft für ein Fräulein, des Namens Agnes von Mannsfeld.

Dieses unerhört unbesonnene Frauenbild schenkte ihm Gehör. Da erfuhren die Brüder der Agnes, wie die Sache stehe, wurden mit Recht auf das Alleräusserste empört, drangen mit zornigster Drohung auf den Gebhardus, den sonderbaren Bischof, ein und forderten ihn auf, die Agnes zur

Gemahlin zu nehmen, ob er auch sein Erzbisthum und die Churfürstenwürde drüber verlieren sollte.

Da wußte sich der Gebhard nicht mehr zu helfen, ließ sich, heißt es, wirklich mit der Agnes insgeheim trauen und war allererst gewärtig und bereit, seinen Würden zu entsagen, denn so viel Einsicht hatte er doch noch, daß die Katholischen, was ihre Sach' und Gewohnheit betreffe, keinen verheiratheten Bischof brauchen könnten. Er dachte demnach, sich auf die andere Seite zu begeben, auf der man gegen die Priesterey' weniger einwende, oder sonst für sich zu leben.

Weil er aber merkte, daß er mit Anstand nicht leben könne, wenn er Alles aufgebe, und ihm etliche gute Freunde ihren Rath angedeihen ließen, vergaß er seine klugen Bedenken dennoch und stellte sich gar an, katholisch — Erzbischof und Churfürst zu bleiben — und die besagte Agnes doch zur Frau zu behalten. Nun ward dem Kaiser die Sache denn doch zu sonderlich und grau, und ward der Herr Gebhardus auf den Reichstag nach Augsburg citirt.

Wer aber nicht kam, war derselbige verheirathete und vermeintlich katholische Erzbischof. Vielmehr machte er sich von Cölln hinweg, begab sich in's Westphälische, rüstete sich zur Gewalt, falls er mit Vorstellungen nichts ausrichte, schickte zu diesem Zweck Einige gen Augsburg auf den Reichstag, die seine Sache verfechten sollten und hoffte noch immer das Beste. Das Cöllner Domcapitel war aber auch nicht läßig und schickte den Chorbischof Friedrich. Der sprach in zermalmender Weise. Der Herzog Wilhelmus von Bayern hielt tapfer zu ihm und zeigte so viel Geist

und schlagende Beredsamkeit nebst Treue für die Seite, auf der er stand, daß der päbstliche Gesandte Madruzius sein Lob gar gen Rom und an den hl. Vater verkündete.

Der verheirathete Erzbischof aber ward vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, vom Pabst hingegen ward er seiner Würden entsetzt, in den Bann gethan und dem Cöllner Domcapitel befohlen, einen beßeren Erzbischof zu wählen. Auf Dieß wählten sie den Herzog Ernestus, des Herzogs Wilhelmus Bruder, der zur selben Zeit Bischof von Lüttich war.

Da zog der Ernestus wohl in Cölln ein, der Gebhardus gab sich aber keineswegs zufrieden. Vielmehr entspann sich ein blutiger Krieg — und in dem halfen dem Ernestus seine zwei Brüder. Der Wilhelm mit Geld — der Ferdinand aber mit dem Schwert in der Hand. Der eroberte Bonn und mehr andere Städte, schlug den Herzog Heinrich von Braunschweig aus dem Feld — in Kurzem, er erzeigte sich als ein tüchtiger Held — mit dem Gebhardus aber kam's allerletzt so, daß er sich in's Holländische flüchtete. Später fuhr er über's Meer und meinte, die Königin Elisabeth von England sollte sich seiner Sache annehmen. Die ließ sich aber auf Derlei nicht ein. Auf Dieß verließ der Gebhardus England wieder und machte sich auf gen Straßburg. Da soll er zu Zeiten ganz schwermüthig gewesen sein; kann sich Jeder denken, weßhalb — er sah wohl späterhin etwan sein Unrecht und sein gar nicht katholisches Verhalten ein und bereute. Am 21. Tag Lenzmondes als man 1601 nach Christus schrieb, starb er. Der Herzog Ferdinand aber kehrte im Jahr 1584 nach

München zurück, that eine Pilgerfahrt gen Duntenhausen zum Dank für den erfochtenen Sieg und baute dem hl. Sebastian zu Ehren eine Kirche im Grottenthal.

Wieder auf den regierenden Herzog Wilhelmus zu kommen, that Dieser seinerseits im nächsten Jahr auch eine Wallfahrt. Nicht aber so nahehin — sondern bis zu tiefst in's Welschland hinein und gen Loretto.

Dahin pilgerte er, hatte nun vier Personen zum Begleit, und erschienen alle Fünfe ganz schlicht und bescheiden. Desto reicher waren die Geschenke, so der Wilhelmus zu Loretto opferte.

Wieder mehr Jahre darauf, als man 1596 schrieb, opferte der Herzog Wilhelmus noch mehr an Reichthum und Gewalt. Er gab nämlich das Regiment über Land Bayern auf und legte es in die Hände seines Sohnes Maximilian.

Er selbst aber lebte fromm und aller Zeit bemüht, christlichen Sinn zu beweisen, fort und fort an der Seite der Herzogin Renata. Die wetteiferte mit ihm in allem Guten. War also überaus freigebig gegen die Armen, ließ ihnen in der Wilhelmsburg mehrmals die Woche ein Mahl bereiten und bediente sie mit dem Wilhelm oft selbst — und so geschah gar Vieles, was von der tiefen Demuth der fürstlichen Ehleute Zeugniß giebt.

Wie nun die Renata mit der Zeit kränklicht und schwächer wurde, riethen ihr die Hofärzte einmal eine Luftveränderung und Reise an.

Da machte sie sich mit dem Gemahl Wilhelmus auf

und verfügte sich nach Ebersberg, dann nach Alt-Oetting. Dort ging sie in die Kapelle — und als sie eben niederkniete, merkte sie, daß ein heftiges Fieber über sie komme. Da meinten die Aerzte, es habe nichts auf sich. Als die Renata aber heim gen München gefahren ward, erzeigte sich die Sache in Kurzem ganz anders, und am 23. May des Jahrs 1602 entschlief die edle, fromme Renata in Gott. Das war früh Morgens um sieben Uhr.

Da war der Wilhelmus allererst ganz untröstlich, bis ihn sein Beichtiger ermahnte, Gottes Fügung in Geduld zu ertragen. Also ergab er sich in seinen großen Verlust und ließ die Renata in die Gruft der Michaelskirche begraben. Damit war die Renata die Erste, welche ihre Ruhestätte zu St. Michael fand. Die ist zur Linken in dem kleinen Gewölb, so Ihr unten vor dem Altar steht. Da ruhte sie aus und ruht noch heut' zu Tage, die gute Renata.

Der Wilhelm aber kam gar oft da hinab und betete am Steingitter vor ihrem Sarge.

Mit ihm selbst ging es so.

Er lebte noch viele Jahre, kleidete jährlich zwei und siebenzig Männer und ebenso viele Frauen, nach der Zahl der Jünger Christi, speiste täglich zwölf unvermögliche Leute aus und ging zu öfters in die Spitäler, als zu St. Elisabeth hinaus und zu hl. Geist im Thal. Da sprach er von heiligen Dingen, tröstete und beschenkte die Kranken und betete den Sterbenden vor. Das will viel heißen und mehr, als Mancher glaubt.

Was er aber alles Treffliches und Wohlthätiges stiftete, läßt sich schier in Kürze nicht melden.

Sich selbst hingegen hielt er so karg und streng, daß es schier nicht mehr billig war. Sonderlich in der Fastenzeit. Er wollte eben ganz aszetisch und nicht weltlich leben, obwohl er in Mitte des frischen Lebens und der Welt stand.

Sein Herzliebstes aber war, so dahin zu wandeln in frommen Gedanken, ganz allein, von München gen Schleißheim. Dort hatte er eine Einsiedelei erbauen lassen, nebst sechs Zellen.

Die sechs Zellen räumte er frommen Leuten ein, welche ein schlicht beschauliches Leben führen wollten.

In der Einsiedelei aber, die war ungefähr wie jene im Garten zu Nymphenburg — betete er — und was sich an den Wänden befand, stimmte auch ganz fromm. Denn da waren ein überaus schönes Cruzifix, mehr treffliche Bilder aus der Legende, die waren in Oel gemalt. Auch fanden sich da schöne Kupferstiche, darauf Einsiedler zu sehen waren — und die meisten, so Ihr zu Nymphenburg in der Magdalenenkapelle seht, waren dazumal in der Einsiedelei des Herzogs Wilhelmus.

Nun kam einst der 7. Februar heran, und man zählte das Jahr 1626 nach unseres Herren und Erlösers Geburt.

Da war dem Wilhelmus ganz sonderlich zu Muth. Es versah sich Derselbe seines Todes in allernächster Zeit und ließ seinen Beichtvater kommen. Dem sagte er auf Lateinisch, was er glaube und daß der Arzt gleichfalls

seiner Meinung sei. Drauf legte er Generalbeicht über sein ganzes Leben ab und blieb dann in größter und frohester Fassung seines letzten Stündleins gewärtig. Dabei waren seine Söhne, die beteten mit dem Beichtvater und mehr anderen Ordensgeistlichen — und waren sämmtlich auf's Tiefste betrübt, weil sie ihren Vater und Freund verlieren sollten. So währte es bis gegen zwei Uhr. Da schien's, der Wilhelmus gerathe in einen sanften Schlummer, der ihm etwan wohlthätig sei. Das war er ihm auch. Denn während die Anderen noch irdisch hofften, war des Wilhelmus Seele schon bei Gott und in der Erfüllung ihrer Sehnsucht.

Also wachte der alte Herzog nimmer auf.

Des nächsten Tages ward ein Sarg mit seinem Vergänglichen in die Michaelskirche getragen und in aller Stille zur Seite der Renata beigesetzt. So hatte er's angeordnet, alle Pracht des Leichenbegängnisses verboten und alles Anpreisen seines Lebens desgleichen.

Nur Eins hatte er erlaubt.

Das war: Die Menschen zum Glauben und zu einem guten, christlichen Leben zu ermuntern und sie der Hinfälligkeit alles Irdischen recht eingedenk werden zu lassen, indem ihnen seine frühere Größe, nun seine kleine und stumme Behausung zu bedenken gegeben — hinwieder auf die ewige Freude hingewiesen werde, nach der Alle streben und die alle irdische Größe und Freude weit übertreffe.

So viel wollte ich Euch vom Herzog Wilhelmus vermelden.

Des Herzogs Ferdinand früher besagte Hofhaltung aber war da, wo Ihr von St. Peter her und halb Weges den Rindermarkt entlang, links durch die Häuser in's Grottenthal hinabgeht.

Da stand links am Ausgang die Sebastianskirche, so Herzog Ferdinand gebaut hatte. Geradeüber, wo der ummauerte Hof ist, hatte er seinen Garten. Der war voll der üppigsten Bäume und der lieblichsten Blumen, sonderlich befanden sich ganze Reihen der herrlichsten Rosenbüsche vor, Springbrunnen und allerlei Grottenwerk waren auch zu treffen — in Kurzem, es war kein zu großer Garten, aber einer von den schönsten, die man sehen konnte, und wandelten nun der Ferdinand und die Maria, seine Gemahlin, gar gerne und zu often Malen in demselben.

Kommender Zeit wandelten sie auch nimmer allein, denn der Himmel schenkte ihnen holde Kinderlein. Die sahen sie mit Freuden um sich spielen, oder schauten ihnen von den Fenstern des „Ferdinandshofes" drüben zu, wie sie im Verlauf der Jahre mit einander rangen, fochten oder was sonst die Jugend für loses Spiel treibt.

Also lebten der Ferdinand und die Maria fürder und fürder, bis ihre Zeit kam, daß Eins um's Andere von hinnen mußte. Die Maria aber überlebte den Ferdinand um sechs Jahre. Denn als sie zu Gott ging, schrieb man 1614; als aber der Ferdinand schied, schrieb man 1608. Er war von Gott mit acht Söhnen und acht Töchtern

gesegnet. Die waren Grafen und Gräfinnen von Wartemberg. Selb ist ein Schloß und Marktflecken im Niederbayrischen, zwischen Freising und Landshut, und es hatten die Grafen ein schönes Wappen. Das bestand in einem von Silber und Blau geweckten Schild, drin der pfälzische, goldene, roth gekrönte Löwe gehend abgebildet war. Oben lag ein Helm, der war wieder gekrönt und hatte einen zwiefach geweckten und von außen mit schönen, grünen Blättern verzierten Flug.

Dasselbe Grafengeschlecht pflanzte sich weiters fort, wurden etliche der Nachkommen Bischöfe, wie der Franz Wilhelm und der Albrecht Ernestus; Einer, Namens Franziskus Marquard wurde Ritter des güldenen Vließes; etliche von den Jungfrauen gingen in's Kloster — der Letzte aber des ganzen Stammes hieß Maximilian Emanuel. Der kam auf die Ritterakademie nach Ettal — die hatte der Kaiser Ludwig der Bayer gegründet. Wie nun alle Welt glaubte, der junge Emanuel Wartenberg werde über nicht zu lange von der Akademie gehen, eine Gemahlin nehmen und auf weiteren Segen Gottes warten — so war's mit Dem anders beschieden. Denn der Emanuel speiste eines Tag's eine Pfirsche — und über deren Kern mußte er in den Tod.

Was nun die Sebastianskirche betrifft, so ist die nimmer da. Wer aber die Gedenktafel sehen will, so dem Ferdinand und der Maria gesetzt ward, und sich zu St. Sebastian befand, der geh' nur in's Thal hinab und in die Heiliggeistkirche.

Da findet er sie an der Wand vor dem Gitter in Mitte angeheftet und kann da den Herzog Ferdinand in ganzer Gestalt sehen; gerade wie er im Leben war, ist er da in Erz gegossen.

5.

Vom Churfürsten Maximilian dem Ersten und von seiner Residenz.

Ich hab' Euch seiner Zeit erzählt, daß der Wilhelmus das Regiment ab und in die Hände seines Sohnes Maximilian legte.

Der war überaus fromm, wie der Vater, also daß er in jüngern Jahren mehr denn einmal in der Kirche der Capuziner bei der Messe ministrirte. Selbes Klösterlein stand außerhalb der Wilhelmsburg.

Ob nun der Wilhelmus auch ganz frei ward und demnach fromm innerlichem Beruf vollauf nachgehen konnte, so war's, wie gesagt, doch ein großer Schritt gewesen. Denn es soll um die allerhöchste Herrschaft ganz was Besonderes sein, und wann immer ein hoher Herr in dieser Sach' und Angelegenheit Entsagung bewährt, wird aller Orte mit Verwunderung davon gesprochen.

Hinwieder ist es oft für den neuen, hohen Herren nicht minder schwer, welcher auf einmal zur obersten Leitung des Regimentes kömmt — zumal wenn er noch in jüngeren Jahren steht und sich noch gerne Manches von seinem Vater abgesehen hätte. Wenn aber scharfer Verstand, Willenskraft und ein edles, glaubenswarmes Herz in ihm wal-

ten, und all' Das war bei Bayrischen Fürsten noch immer der Fall, da kömmt ein solcher Herr alsbald zu Recht, und ist dann ohne Weiters ihm und den Bayrischen so trefflich zu Muth, daß es schier kein Land der Welt giebt, so in all Dem ein Gleiches aufzuweisen hätte.

Kann auch nicht wohl anders sein! Denn die uralte Zeit, seit der Einer um den Anderen vom nämlichen Geschlecht am Regiment ist, und es gut meint, wie ein Vater mit seinen Kindern, und auf der anderen Seite ein gleicherweise ächt uraltes Volk, das in Leid und Freud mit seinen Fürsten aushält und es so vielfach und überaus glorreich bewiesen hat.

Diese Ausdauer war zu desselben neuen Herzogs und später Churfürsten Maximilians des Ersten Zeiten wohl von Nöthen.

Denn Der hatte den ganzen dreißigjährigen Krieg durchzufechten. Was da unsäglich viel Widerwärtiges und Schreckbares über Land Bayern hereinbrach, ist weltbekannt, und sind unzählige Bücher davon vollgeschrieben worden.

Item, der Maximilian mochte wohl nicht verkennen, welch opferfähiges Volk er habe, that, was er nur konnte, die Drangsale des Krieges zu lindern, und wo es die Zeiten nur immer erlaubten, erfreute er sein Land mit den Früchten der Kunst, die insgemein nur im wonnigen Anhauch des Friedens erwachsen.

Da gab's vollauf zu thun für Baumeister, Maler und Sculptoren, insonderheit alle Gewerksleute — und weil

eines Tags die Neuveste abbrannte, mittlerweil sich der Max zu Schleißheim befand, auch die Wilhelmsburg, drin er seine frühere Jugend zugebracht hatte, in ihrem Frieden nicht stören wollte, nahm er sich vor, ein neues Schloß zu bauen.

Das ward auch in's Werk gesetzt, ein trefflicher Meister, Namens Petrus Candid, machte ihm die Aufrisse, und als er fertig war, und in kommender, der argen Schwedenzeit, König Gustav Adolphus in München weilte, fand Der die Residenz so erhaben und schön, daß er sagte: so man sie auf Walzen stellen könnte, möcht' er sie über Land und Wasser gen Stockholm, in seine Hauptstadt führen lassen.

Welche Residenz oder Burg Dieß sei, ist Euch Allen wohl bekannt, nämlich die Burg, so wir heut zu Tage die „alte Residenz" nennen.

In der hauste das Feuer zu dreien Malen arg, wie vordem in der Neuveste.

Davon erzähl' ich Euch etwan seiner Zeit mehr Geschichten.

Seit des Maximilians Tagen aber bis zu unserer Zeit herauf lebten und regierten die Fürsten Land Bayerns fort und fort in derselben Burg.

Wie sie dann von neuer Pracht umschlossen ward und von welchem edlen und erhabenen Fürsten und König — wißt Ihr; nächst auch, wo dieses Königs Ludovicus andere Burg entstand, in der er lebte und webte, nachdem er das Regiment in seines Sohnes Hände gab — bis ihm

Gott sein unaussprechlich gutes Ehgemahl nahm. Da mochte er schier nimmer bleiben in selb seiner Königsburg, dem Wittelsbacher Pallast — — —

Nun habt Ihr kurzen, guten Bericht von den Burgen zu München, in denen sich die Herren aufhielten.

Sonst hatten die hohen Herren wohl auch noch Häuser in der Stadt. Davon will ich aber nichts melden.

Eins ausgenommen.

Das schreibt sich schon aus früheren Jahren her, steht da, wo's vom Rindermarkt auf die Sendlingergasse einbiegt, und sind da drei Thürme angemalt. Ist aber doch nur ein und derselbe, nur von verschiedenen Zeiten her, und hieß es da beim „Blauententhurm." Es weiß es Keiner recht, weshalb der Thurm so genannt ward. Mag aber sicher guten Grund gehabt haben, und ich meine, man könn' es doch noch ergründen. Was aber dasselbe große und lange Haus betrifft, so lebten drin gar manche fürstliche Gäste, insonderheit zu Kaiser Ludwigs Zeiten. Um dieselbe Zeit ward ein Herzog von Teck von einem sichern Schwicker von Gundelfingen in dem Haus ermordet. Das war ein arger Besuch. Im Ganzen aber kam wohl ein und der Andere in das Haus, der späteren Besitzern und den Herzogen willkommen war — zu anderer Zeit wohl auch Mancher, der besser weggeblieben wäre.

Sonderlich Einer, geht die Sage.

Der war der damaligen Herzoge Vetter, seines Namens Herzog Ludwig der Gebartete von Ingolstadt.

Der war ein wilder, hartnäckiger Herr, so seinen

Vettern ihrer Stadt München wegen, und sonst viel Leuten zu schaffen machte, bis er späterhin arg dran kam und allerletzt im Gefängniß starb.

Das ist eine sonderliche Geschichte. Wer weiß, komm ich einmal darauf —

Muß mir's aber noch wohl überlegen.

Nun bin ich mit der ganzen Kunde zu Ende.

Eins meint Ihr, hätt' ich doch vergessen — —

Ich weiß wohl, wie und wann der Churfürst Maximilian starb, und wo er begraben liege.

Das will ich Euch sagen.

Derselbe Churfürst Maximilian, dem die Katholischen so unsäglich viel zu danken haben, der den ganzen dreißigjährigen Krieg durchmachte und alle Fürsten überlebte, so in dem Krieg mitgefochten hatten, that in hohem Alter eine Reise gen Ingolstadt, um sich noch einmal da umzusehen, wo er in jungen Jahren seines, weiterhin so mühseligen, Lebens, studirt hatte.

Da ward er krank, und es konnten ihm seine Aerzte nimmer helfen.

Also schied er aus dieser irdischen Welt am 27. Tag Septembris, als man schrieb 1651 nach des Herren Geburt.

Seine letzten Seufzer waren zur heiligen Jungfrau Maria im Himmel.

Der Jammer um ihn war unsäglich gleich bei den Seinen, wie im ganzen Land.

Seine irdische Hülle ward nach München gebracht.

Das geschah am dritten Tage, nachdem der edle, willensstarke, fleckenlose Geist aus derselben entschwunden war.

Am ersten Tag Octobris durfte das Volk zu München seinem alten, ritterlichen Herren noch einmal in's Angesicht schauen. Das war in der St. Georgenkapelle in der Residenz. So am zweiten — und folgenden Tags Hälfte.

Um die achte Stunde Abends aber ward der Sarg in schlicht einfacher Weis' gen St. Michael gefahren und in die Gruft gesetzt.

Wenn Ihr hinabkommt und tretet an das kleine Gewölb zur Rechten — da seht Ihr seine stille Behausung. Da liegt er nach vielen Kämpfen und Schicksalen seines ruhmreichen Lebens, in Mitte seiner zwei Gemahlinnen, der Elisabeth von Lothringen und der Marianne, Kaiser Ferdinands des Zweiten Tochter.

Die Marianne überlebte ihn um vierzehn Jahre und all die lange Zeit hindurch schritt sie gar oft hinab zu Denen, die da unten schlummern, und betete Angesichts des Sarges ihres Gemahls — und so oft sie an der schönen Mariensäule auf dem Platz vorüberkam, die der Max in Dank zu Gott für einen Sieg errichtet hatte, hielt sie an und weihte ihm einen frommen Gedanken zu Gott.

Das ist dieselbe Säule, davor unserer Zeit die Münchner zu Abertausenden auf den Knieen lagen und beten lernten.

Der Churfürst kniete auch oft am Geländer vor der Säule — jedesmal, wenn er, von weiter her und aus

vielen Gefahren kommend, seine treue Stadt München wieder erreichte und in derselben eingeritten war.

Wie er wohl aussah —?

So Ihr über den Wittelsbacher Platz geht, bleibt stehen und seht ihn Euch nur recht an. Das ist sein treues Bildniß.

So sah er aus, der edle, fromme Glaubensheld.

Bäcker Hisan's Söhne.

Zu München im Thal links über der Hochbrücke steht das Bäckerbruderschafts-Häuslein.

Davon weiß Jeder, daß es der Kaiser Ludwig den Bäckern erbaute, weil sie ihm zu Mühldorf in der Kaiserschlacht das Leben retteten — und daß er ihnen den Reichsadler in's Panier setzte, ist auch schier Allen bekannt.

Nun traf's da bei einem Bäcker zu, daß er nicht mitfocht und dennoch große Ehre davon trug.

Das war aber so.

Als man 1300 zählte, lebte zu München ein Bäcker, Namens Jörg Hisan. Sein Bruder aber war Barfüßer nächst der Burg und hieß Felix. Da nun der Pater Felix zu Zeiten zum Bruder Jörg Hisan kam, klagte Der, daß ihm seine treue Ehhälfte gestorben sei — eine andere zu nehmen, könn' er sich nicht entschließen, weil er die erste nit vergeße — nun lebe er bei halbweg guten Mitteln dahin, verspür' aber wenig Freud' am Leben, weil er nicht wisse, für wen er schaff' und arbeite.

Als der Pater Felix einmal wieder kam, eilte ihm der Bäcker Hisan ganz freudig entgegen, hatte ein Kind auf dem Arm und sagte: „Nun ist mir aus all' meinen

Sorg' und Nöthen geholfen. Da mag Einer mein Verlangen inne worden sein, daß er mir dieß Kind auf den Brodladen legte! Könnt' er des armen Geschöpfes Leben fristen, thät' er es sicher! Oder er meint, bei mir ergeh's ihm sicher um viel besser. Dem sei, wie da wolle. Da ist's und bleibt's, und das Kind zieh' ich auf, als wär's mir von meiner Ehfrauen geschenkt worden."

Sagte der Pater Felix, dran thu' er ganz wohl, und war im Herzen froh, daß der Bruder Jörg solche Freud' erleb', wo einem Anderen, wer weiß, nicht gedient worden wär'.

Denn die Menschen sind gar verschieden, und es vermag auch nicht Jeder das Gleiche.

Als nun ein Jahr vergangen war, und der Pater Felix wieder einmal kam, kam ihm der Hisan wieder mit einem Kind entgegen, sagte, es sei ihm an die Thüre gelegt worden, und das Kind nehme er wieder mit Freuden auf.

Meinte der Felix, das sei ganz recht. Nun wär's aber etwan genug; und hab' der Bruder früherhin verlauten lassen, daß er gern Kinder hätte, mög' er nun kund geben, daß ihn zwei vollauf bedünkten.

Dachte der Hisan: Wird nicht von Nöthen sein — und vergaß die gute Lehre.

Der Pater Felix hatt' es aber ganz gut gemeint, und über's Jahr zeigte sich, daß die Warnung gerecht gewesen sei. Denn übereins war wieder ein Kind da.

Wie der Hisan selb das dritte, unerwartete Geschenk in Augenschein nahm, bedünkte es ihn, er sollte es doch

nicht zurückweisen, und dachte im Ganzen: Aller guten Dinge sind drei.

Als aber der Pater Felix daherkam, war Der nicht zum Besten aufgelegt, weil er für seinen Bruder besorgt war, er vermaß sich, ein guter Prophet gewesen zu sein, und behauptete: Wenn Das in gleicher Weise fort und fort ginge, könn' es der Hisan sonder Eh'gemahl so weit bringen, wie weiland der Graf Babo von Abensberg. Der hab' zwo Ehhälften und aller Kinder im Ganzen ein vierzig Stück gehabt — zwei und dreißig Söhne und acht Töchter.

Sagte der Hisan: „Das wär' mir sicher zu viel. Gott legt aber Keinem mehr auf, als er vermag. Also mag ich's mit den drei Rangen wohl so gut zu Ende führen, wie es sicher der Babo mit seinen 32 that. Was that er denn all' mit Denen?"

Sagte der Pater Felix: „Dem ließ der Kaiser Heinrich der Ander' eines Tags verkünden, er sollte mit ihm auf die Jagd reiten und einen Diener mitbringen. Mehr aber nit. Da nahm der Babo seinen liebsten Diener zu sich, die 32 Söhne aber ritten sämmtlich auch mit. Sagte der Kaiser, der die Söhne nicht kannte: „Hab' ich dir nicht gesagt, nur einen — und da kommst du mit Ihrer einer ganzen Schaar." Da offenbarte der Babo, wer sein einziger Diener — hinwieder, wer die 32 seien, und daß er sie mit der Zeit sämmtlich zu seines Herrn Diensten stelle. Wie Das der Kaiser vernahm, war er ganz erfreut, daß er auf einen Schlag so viel' treffliche Kriegsleute gewönne, und nahm sie alle in Gnaden auf."

Drauf sagte der Hisan: „Was Du da sagst, kommt mir wohl gelegen. Wer weiß, was zutrifft! Die Zeit bringt Mancherlei, und hätt' ich noch so viele Sorg' und Kümmerniß, nun ließ' ich die Kinder erst gar nimmer von mir."

„Da wird's dann im Gleichen fortergehen," sagte der Pater Felix, „und Dir Jedweder sein Kind bringen, damit es ihm wohl ergeh' und besser, denn bei ihm selber. Drüber wird Dein Häuslein zu klein, kommst in Schulden und bricht das Verderben über Dich herein, daß Dir Niemand mehr helfen kann! Oder meinst Du etwan, es lüd' Dich auch dereinst ein Kaiser, daß Du auf die Jagd mit ihm rittest und Du dann sagtest: Hie sind meine gelegten Rangen, das sind all' scharfe Reitersleute! Wo ist er denn der Kaiser? Und wenn er da wär', was möchten ihm so viel Bäckergesellen frommen? Also hab' ich's Dir gesagt und seh' Deinem Untergang entgegen!"

Sagte der Hisan: „Du sprichst als wie derselbige Prophet! Hab' nur Acht, daß Dir nit die Laub' über'm Kopf versengt wird, mittlerweil Du auf der Stadt Brand und Untergang harrest. Ich nehm' einmal, was Gott gibt — und ob er mir noch mehr Kinder zuschickte — die nehm' ich alle in Dankbarkeit an. Er wird mir wohl nit zu Vieles auflegen."

Sagte der Pater Felix: „Du thust, was Du willst, und ich thu' seiner Zeit, was ich nit lassen kann."

Drauf ging der Pater Felix von dannen, hatte seinen Entschluß gar wohl gefaßt, und als die Zeit über's Jahr herankam, hielt er eine Predigt in der Barfüßerkirche.

Da fing er bei der Barmherzigkeit an, drüber kam er auf ihr weites Revier, und wie viel der Mensch vermög' und vermögen sollte. Hinwieder ruckt' er aber auch über den Frevel Derer ein, die sich ganz auf die Barmherzigkeit verließen und Andere dadurch in ihre Sorgen einsetzten.

Da erkennt Jeder, wo er hinaus wollte.

Item der Pater Felix sprach in der Barfüßerkirche so deutlich, daß ihn kein Mensch mißverstehen konnte. Als er zu Ende war, lobten Alle seine treffliche Beredsamkeit, und wie wahr jedes Wort gewesen sei. Der Pater Felix aber dachte, nun habe er seinem Bruder Jörg guten Dienst erwiesen und ihm von weiterer Last geholfen.

Drauf kehrte er in sein Kloster zurück. Nächsten Tag aber macht' er sich auf und schritt in's Thal hinab, rechts zum Eckhäuslein am Radlsteg, wo der Hisan daheim war, und wollte hören, was sein Bruder zu der gehaltenen Predigt sage, von der er sicher gehört habe.

Wie da der Pater Felix eintrat und meinte, der Bruder werde ihn loben — sagte Der kein Wort, sondern schritt in's Nebenkämmerlein, und als er wieder herauskam, — hatte er ein Kind auf dem Arm.

„Ja was ist denn Das!" stotterte der Pater Felix.

„Das ist die gute Frucht Deiner eigennützigen Predigt," sagte der Hisan. „Was meinst Du denn, es sei Gott gefällig, so Du irdische Absicht in Deinem Kanzelwort vorbringst?"

„Wirst mich etwan das Predigen lehren?!" zürnte Jener. „Ich weiß gar wohl, was sein darf und nit! Wie soll ich dann zu Menschen reden, wo ich nie was Mensch-

liches einfließen laß? Deß vermiß Dich nimmer, mich zu belehren! Schutz' Du dein Brod und laß mich meine Seel'n schutzen, und so viel ich von deinem Handwerk versteh', also viel und nichts verstehst Du von meinem heiligen Zungenwerk! Was willst dann mit dem vierten Kinde? Soll's wieder Dein Eigen sein?"

„Sicher, das han sie mir heut Nacht gelegt," sagte der Hisan, „und lag der Zettel dabei. Drauf steht, was Du lesen magst."

Dazu nahm er den Zettel vom Tisch, gab ihn dem Bruder Felix, und der las:

„Der Pater Felix verkündt's rein vnd wahr,
Verwarnt vor frömder Bürdung schwar.
Es söll jeder trag'n sein aigen last,
Auf daß ain' Andern kain sorg anfaßt.
Deß verseh' ich mich bei Hisan nit,
Als dann ich ine früindlichen pitt,
Denen kinderlein, so er hett, nunmer drei,
Daß er dem vierten auch parmherzig sei."

Als der Pater Felix Das gelesen hatte, warf er den Zettel ganz unmuthig hin und sagte: „Hab' ich mich noch nicht deutlich genug vernehmen lassen, so mag' ich's demnächst noch deutlicher thun. Dir aber sag' ich Dieß. Weil's Gott will, behalt' selb das vierte Kind — aber laß es bei der geraden Zahl, und wo Dir ein weiteres gelegt würd', nimm's nimmer an, und schick's an die Stadt! Denn Alles sollst Du den Verwandten doch nit zum Trutz thun! Ich hab' Deiner nicht von Nöthen, weil ich mich zur Armuth

gewendet hab'. Aber Du hast Schwestern und Gebrüder mehr', denn mich, und Denen sollst Du Dein Erbe nimmer ganz aufspeisen lassen!"

Auf diese ausnehmend unmuthigen Worte machte sich der Pater Felix von dannen — und als etliche Zeit verflossen, hielt er wieder eine Predigt. Da war er kurz bei der Hand, brachte seines Bruders Milde und Barmherzigkeit vor und warnte Männiglich, Dessen Güte zu mißbrauchen. Denn des Geschehenen sei schon zu viel.

Selbige Predigt war noch weit kräftiger und besser, als die von dazumal.

Als aber der Pater Felix zum Hisan kam — kam ihm Der gleichwohl mit dem fünften Kind entgegen.

Ueber diesen Anblick erschrack der Felix dergestalt, daß er die längste Zeit nicht sprechen konnte.

Dann aber schritt er rasch zum Weihbronn an die Thüre, benetzte des Kindes Stirne und Brust und sagte: „Ich segne Dich. Weil Gott aber meinen Worten so wenig Kraft verleiht, daß ich da nicht zum Ziel komm', will ich's ihm allein überlassen. Und wird Dein Häuslein so voll, als voll die Barfüßerkirch' ist, ich hab' nichts mehr dagegen Das weiß ich aber sicher. Alle, so hungerig sind nach dem Leib des Herren, vermag ich zu speisen. Wohl Dir, wenn Du die Kinder da sämmtlich speisen kannst mit irdischer Speis! So viel sag' ich, und mehr nicht."

Damit ging er zur Thür hinaus und ließ sich längere Zeit nimmer sehen, brachte auch nichts weiter in seine Predigt — über's Jahr aber kam er wieder mehr und

mehr zum Hisan und insonderheit um die gefährliche Zeit.

Er mochte aber kommen, wann er wollte, es kam ihm der Hisan nie mit einem weiteren Geschenk Gottes entgegen, was gelegte Kinder betraf — sonst aber mit dem Besten von Allen. Selb ist: Froh frommes Vertrauen auf Gottes weitere Hülfe.

Drob ward der Pater Felix wieder ganz beruhigt, und es trug sich auf's Weitere nichts mehr zu.

Die fünf Kinder wuchsen mit der Zeit zu hübschen Rangen heran, und über wieder mehr Zeit waren sie schon richtige Bäckerjungen geworden.

Weil nun die Zeiten gar verschieden sind, kam's wohl, daß sich der Hisan hie und da recht schwer that. Er ward aber niemals maasleidig. Nur forderte er die Pflegsöhnlein auf: Durch tadelloses Leben seine gute, willige That an ihnen zu belohnen. Da fehlte sich's weiter in Nichts. Denn sie sahen nur immer Gut und Rechtes am Hisan, das galt ihnen zum Exempel, und wurde so einer um den Anderen vom verlassenen, gelegten Kindlein zum guten, standhaft sicheren Christen und ausnehmend tüchtigen Bäckergesellen.

Ueber all Das flossen viele Jahre dahin — es kam der grosse Kaiser-Zwist — standen sich Kaiser Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oestreich entgegen — und wartete Jeder seiner Zeit in banger Ungeduld, wie sich wohl die große Angelegenheit entscheide, und wer den Sieg davon tragen werde.

Als Dieß so beschaffen war, hielten die Bäcker unter ihrer großen, uralten Linde Rath.

Die Linde war da, wo nun das Bäckerhäuslein steht, und war schon ganz hinfällig. Die ehrsame Zunft ehrte sie aber so viel mehr, und weil vorauszusehen, daß sie nun bald ganz zu Grund' gehen werde, hielt man nirgends anders Rath, als unter demselben Baum, damit ihm noch so viel Ehr' erwiesen werde, als nur immer möglich.

So war's zu besagter Frist auch der Fall.

Es besprachen und beriethen sich demnach die Bäcker, der Hisan saß, als der älteste Bäckermeister, unterm Baum, und unweit davon stand der Pater Felix. Da ward man bald übereins, es gelte, dem Kaiser Ludwig beizustehen, ward weiters ausgemacht, wie viele Ihrer zum Kampf mit ausziehen sollten, nächst ward durch's Loos entschieden — und wie Das geschehen war, zeigte sich, daß des Hisans fünf Söhne sämmtlich frei und jeder Pflicht ledig blieben und daheim bleiben durften.

Als der Hisan Das wahrnahm, sagte er nichts, schaute aber auf seine fünf Söhne hin und erwartete, wie sie sich verhielten.

Der Pater Felix that deßgleichen.

Da verstanden die Fünfe des Hisan und des Felix Blicke gar wohl. Es hätt' aber keiner Frag' und Mahnung bedurft. Denn sie traten insgesammt vor und schworen: Ob sie das Loos auch befreit habe, sie zögen dennoch mit in den Kampf, und wie sie nun gar nicht dran Theil nehmen sollten, so wollten sie sicher im Streit die Vördersten sein.

Der Erste von den Fünfen aber, als er sah, daß des Hisan Augen vor Freude blitzten, schritt auf ihn zu und sagte:

„Nun hast Du's gehört, was wir zu thun gesonnen sind. Das ist unsere Herzensfreud', und bedünkt's uns, daß wir Dir, Du Ehrenmann, in Ehren abzahlen, was Guts und Treues Du uns erwiesen hast! Nun steht die Sach' so. Dir wurden wir an Thür' und Lade gelegt. Da zogst Du uns christlich auf in mancher Sorg' und Kümmerniß, daß wir als ehrbare Menschen erscheinen und Jedem für's Angesicht treten können. Allitzt aber steht der Kaiser in Bedrängniß, da bieten wir ihm Leib und Leben und so Du uns zu nichts erhoben und erzogen hätt'st, als daß wir für ihn kämpften und stürben, so wär' unsers Lebens Ziel groß und hold genug zu nennen. Den Sinn hast Du uns eingepflanzt!"

Auf die Worte hin wurden dem alten Hisan die Augen naß, und er schaute auf den Pater Felix hin.

Der verstand den Blick gar wohl, so daß er hintrat, dem Hisan die Hand bot und sagte: „Ich weiß wohl, was Du meinst. Die Zeit ist dennoch gekommen, und Dein Vertrauen gelohnt — meine Furcht aber gedemüthigt worden. Nun sind's schier zwanzig Jahre, daß Du mich um des Babo 32 Söhne gefragt hast, die der Graf dem Kaiser Heinrich zuführte. Dein sind nun Ihrer zwar nur f ü n f e — aber mich bedünkt, die nähmen's mit all den 32 vom Babo auf!"

Drauf schüttelte der Hisan dem Pater Felix die Hand und sagte: „Also bedünkt's mich auch. Hei, wär' ich nur jung

und kräftig, wie sie, also wohl zög' ich mit ihnen aus und stürb mit all ihnen für meines Kaisers und Herren Recht — Dem gebe Gott den Sieg!"

Mit Dem erhob sich der Hisan an seinem Krückstock, schloß Pflegsohn um Pflegsohn in seine Arme und sagte:

„Für die Freud' und Ehr', so Ihr mir anthut, will ich Euch hoch belohnen. Hört demnach! Seid eines biedern Mannes Söhne, aus reiner Eh' entsprossen! Den Mann trieb der Kummer und sein Vertrauen an meine Brodlad' und Thür. Er hat sich mir entdeckt — und eh' Ihr von hinnen zum Streit auszieht, sollt Ihr ihn sehen und mit ihm sprechen, als Dem Ihr Euer Leben verdankt!"

Da kann sich Jeder der fünf Gesellen Freude denken!

Was der Hisan versprochen, traf auch über Kurz ein.

Die Fünfe fanden ihren leiblichen Vater. Der war von Armuth und vielen Schicksalen wieder in Wohlstand gerathen, der küßt' und drückte Jeden einzeln und sagte: „O meine Söhne, wie brach mir das Herz, da ich Euch von mir lassen mußte! Aber ich hab' Euch oft gesehen und mich Eueres Anblickes gefreut. Nun hat's Gott zum Besten gewendet, und was ich hab', das soll Euer sein, fürerst Ihr mit Heil aus der Schlacht heimkehrt. Also zieht hin und streitet, und so Ihr nimmer wieder kehrt, seid Ihr des schönsten Todes verstorben!"

Unviel später kam die entscheidende Zeit heran und da zogen die Bäcker aus.

Der Pater Felix aber gab ihnen den Scheidesegen.

Als es drauf zur Schlacht kam, waren die Fünfe

voran, unweit dem Kaiser Ludwig und unter den Tapfersten — und als der Kaiser in Gefahr schwebte, hieben sie dergestalt wüthig drein, daß er ganz errettet ward. Drauf gewann der Kaiser die ganze Schlacht bei Mühldorf, und sein Widerpart, der schöne Friedrich, gerieth gar in Haft.

Nun war der Kaiser vor der Hand für manches Leid und manche Sorge belohnt. Der Bäcker Hisan aber auch für all seinen Zwist mit dem Pater Felix und seinen Verwandten, deßgleichen für manche Sorge des Unterhalts seiner fünf Pflegesöhne wegen.

Item, als er die Siegesbotschaft vernahm, gar auch, daß die Fünfe mit Heil davon gekommen, obschon sie so heldenmüthig gekämpft und die größte Gefahr nicht gescheut hätten, wandte er sich zu Pater Felix, der just zugegen war, stieß dabei mit seinem Krückstock auf den Boden und rief: „Was ist's denn nun, Pater Felix? Sind Dir nun die Kürbisblätter überm Scheitel verdorrt und steht der Hisan noch in Ehren, da Du meintest, es sei seine Barmherzigkeit Frevel? Und wär'n mir zehn Buben gelegt worden, ich hätt' sie Alle zu mir genommen — wär' ich drüber Hungers gestorben!"

So ließ sich der alte Hisan vernehmen. Der Pater Felix aber, so auch schon ein alter Herr geworden war, schlug ein, als ihm der Bruder die Hand bot und sagte: „Gott's Dank, es ist Alles gut ergangen. Du hast recht. All' Zeit läßt sich's aber doch nicht in gleicher Weis' an."

Kann sich nun Jeder denken, wie viel Freude zu

München ausbrach, als die Bäckergesellen aus der Schlacht heimkehrten.

Der Kaiser aber wußte seinen Helfern guten Dank, und die Bäcker gingen am Mindesten leer aus.

Daß der Kaiser die Stadt München gar sehr verschönert und größer machte, ist Jedem bekannt. Den Bäckern aber erbaut' er auch ein Häuslein, zur Seite der alten Linde. Die starb mit der Zeit ganz ab. Selb das Häuslein jedoch ward aller Orte auf's Schönste bemalt und mit drei verschiedenen, frommen Reimen, nebeneinander, beschrieben.

Der Kaiser aber verlieh der ehrsamen Zunft auch noch den Reichsadler zum Panner, und über All und Jedes Brief und Insiegel.

Des Hisan fünf Pflegsöhne beerbten mit der Zeit ihren rechten Vater, wurden sämmtlich stattliche Bäckermeister — gewannen auch handsame, wohlhäbige Hausfrauen und Bäckermeisterinnen — denn die Jungfrauen waren christlich muthigen Männern stets geneigt — also lebten der Hisan und Die alle fürder, bis eben Einer um den Andern in kommender Zeit starb, begraben wurde und auf's Weitere froher Urständ entgegenharrt.

Requiescant in pace.

Was aber selbige Reime auf dem Bäckerbruderschaftshäuslein betrifft, so noch heut zu Tag angeschrieben stehen, aber nimmer zu lesen sind, weil man sie blühweiß übertüncht hat, lauteten die zur Rechten so:

„Als man eintausend dreihundert Jahr
Vnd zwey vnd zwaintzig zahlen war,

Nach der Gepurd Christi hinforth,
Hat sich's begeben an dem Ort.
Weil die statt noch was schmal vnd klein,
stundt an der stött ein Linden fein.
Gar offt die Bekken Knecht besunder
hielten ihr Versamblung darunder
brachten ihren Rathschlag zu Hauff,
ein Bruederschaft zu richten auf,
In der Ehr vnserer lieben Frauen.
Thätten die sach fleißig anschauen,
Legten die Ding dem Kaiser für,
Vnd als er verstand ir begür
Verwilligt er ine Herzlich gehrn:
Thät sie auch noch derzue hochverehrn —
Als der so ine vergünstig war,
Dieweil sie ine aus der gfar
Erst in der schlacht erröttet haben,
that sie darzue noch reich begaben,
ließ inen pauen das Haüslein klein,
gab ine Brieff vnd sigl drein,
vergunt inen auch darneben ehrlich
zu fiern des Reichs Adler herrlich,
den sunst kein Handwerch fieren darf,
ob es gleich künstlich vnd scharf.
So that die Bruederschaft pauen
zu Lob Gottes vnd vnserer Frauen,
Vnd sich hernach erstreckhen thet
Bis auf dreihundert Märkt und stätt."

In Mitte stand der andere Spruch.

Lautet:

Kaiser Ludwig der threue Höldt,
Ein Fürst in Bayern auserwöhlt,
Hat die Beckhen=Knechtsbruederschaft
Bestehlt mit Brieffen großer Krafft,
Von wegen ihrer ritterlichen that,
Weil sie kaiserliche Majestat
In einer Schlacht gerötttet haben.
Thät sie auch mit dem Haus begaben
Vnd setzet inen in ihr Panier,
Den Adler schön mit großer zier.
Man thet in alten Briefen lesen,
Der Becken=Knecht seynd fünf gewesen
So diese Bruederschaft haben aufgericht.
Gott geb allen Bruedern vnd Schwestern Glick.
Geschehen nach der Gepurth Christi 1323.

Mein' nun, es werden da wohl die Fünfe keine Anderen gewesen sein, als des Hisan's Söhne.

Selbiger Spruch war allererst auf ein gar schön geziertes und gemaltes Pergament geschrieben.

Wer weiß, wo das hingekommen ist.

Aber was droben stand, weiß man auf's Wort, und fehlt sich da in all Obigem nichts.

Zur Linken aber stand der dritte Spruch.

Der lautet:

Als man zehlt ein tausend drey hundert
Vnd drey vnd zwainzig auch besundert

Nach Christi gepurd auserwöhlt
thet regieren der threye Höldt
Kaiser Ludwig gantz offenbar.
Ein frumer Fürst von Bayern war.
Wider ihn zog gewaltich
Hertzog Fridrich von Oestrich
Mit einer großen Höres Macht,
Bei Milldorff da geschah die Schlacht.
Vnglick thet ob dem Kaiser schweben,
Der Fried thet ihn gar hart umgeben.
Da solch's die Becken Knecht ersachen,
Theten sie sich dem Kaiser nachen,
triben mit ihrer gegenwöhr
Zuruck das österreichische Hör
Vnd errötteten den Kaiser baldt,
Und gewunnen die Schlacht mit großer Gwalt.
Drauf der Kayser inen mit Zier
Den Adler setzet in ihr Panier,
Bestett' inen auch mit großer krafft
Vnser lieben Frawen Bruederschaft.
Bauet ihnen zu Munchen auch zumahl
ein Haus, welches liegt in dem thal,
Hängt an der Hochbruckhmill darneben.
Gott geb dem Kaiser das ewig Leben,
Winschen all Brueder vnd Schwestern daneben.

Der Thürmer und der Komet.

Ich weiß noch Etwas aus Kaiser Ludwigs Zeiten. Das will ich Euch erzählen.

So in alten Zeiten ein Komet erschien, wurde gar viel Werth darauf gelegt und viel Wunderwürdiges oder Schreckbares daraus gedeutet.

Davon findet sich mancherlei Bericht.

Nun war's, wie gesagt, zu Kaiser Ludwigs Zeiten. Man zählte 1318 — und als man so viel nach Christus zählte, lebte zu München Einer, der hieß Lebrecht und amtirte auf St. Peter als Thurmwächter.

Selbiger Lebrecht machte seinem Namen keine Schande, und konnte sich die Stadt keinen besseren Thurmwächter wünschen. Man konnte sich auch sonst auf ihn verlassen, wenn er nicht im Dienst war, und sah sich der Lebrecht mit allen guten Eigenschaften wohl hinaus.

Mit einer Eigenschaft aber, die gar Viele für eine sonderlich gute halten, kam der Lebrecht nie recht zu Paß.

Selbe war aber das leidige Geld.

Einmal und für's Erste hatte er nie viel. Nächst war seine Hand aller Armuth Anderer offen.

Er war früher selbst arm gewesen, also wußte er ja

wohl, was es um Sorg' und Kümmerniß sei, und gab deßhalb, so lang' er was hatte.

Wenn Das Einer gewöhnt ist, läßt er so leicht nimmer ab. Zuletzt geht's Zeitweise so, daß er selbst in Verlegenheit geräth — und wie's da schon Vielen früher und wieder später erging, so ging's dem Thürmer Lebrecht dazumal eben auch, und Das gar oft.

Er blieb aber dennoch bei gutem Muth.

Wie nun der Lebrecht seinen christlichen Sinn stets walten ließ, traf sich's, daß seine Mutter, die Veronika, krank ward. Er hatte aber kurz ehvor sein letztes Geldlein verausgabt und konnte nun da nicht helfen und beistehen, wo es sein treues Sohnesherz doch zu Meist hinzog.

Es trieb ihn demnach, wie Jeder begreift, das Wenige nicht umher da droben auf dem Thurm, so daß er schier rastlos auf den Füßen war. Er dachte immer und immer, was er thun und wie er's richten sollte, um etliches Geld zu erobern, damit er seiner guten, alten Mutter in ihrem Bedürfniß beispringen könnte — je mehr er aber dachte und sann, um so viel minder fiel ihm eine Auskunft bei. Eine einzige ausgenommen. Die war — sich den Lohn für seine Thurmwacht voraus zu erbitten.

Selbes that er aber halt gar nicht gern.

Ging nun weiters so hin und wieder von diesem Fensterlein an jenes, stand in seinen Gedanken da, oder er sah hie und da hinaus, wie's seine Pflicht war — zumeist aber gegen das Thal zu, wo das Mütterlein krank lag — hatte die größte Unruhe im Herzen, weil er nicht wußte,

wie es der frommen Seele gehe, und weil er meinte, sie möge ihm heimliche Vorwürfe machen. Kurz es war selb dem Lebrecht am Besten keineswegs zu Muth.

Drüber ward's Nacht, und als es Nacht war, hatte er noch viel weniger Ruhe und noch um keinen Heller mehr Geld, als am Tage.

Wie er nun da wieder so hin und wieder schritt, oder sich eine Weile gedankenvoll setzte, aber bald wieder erhob, kam er zu einer Zeit wieder an ein Fenster. Das führte gen die Kaufringergasse zu. An dem Fenster blieb er so stehen, stützte das Haupt auf die Hand, sah zum Himmel, der voll Sterne war und seufzte vor sich hin:

„Da wären aber zwei hellichte oben! Wenn Gott jetzt nur ein Wunder geschehen ließ', auf daß die zwei Sternlein zu zwei Gulden würden und mir vom Himmel herab in die Hand fielen!“

Er hatte die Worte kaum über die Lippen, als er seinen großen Frevel einsah, Gott im Himmel aufzufordern, des Thürmers von St. Peter wegen ein Wunder geschehen zu lassen! Er schlug deßhalb sogleich ein Kreuz, faltete die Hände und bat um Vergebung, daß er so kühn gesprochen habe.

Dabei schaute er ganz inbrünstig zum Himmel.

Wie er da so schaute und schaute — meinte er zuletzt, er sehe etwas Besonderes. Das ward ihm jeden Augenblick klarer und sicherer, und blieb übereins kein Zweifel mehr, daß da droben hoh in Lüften ein Komet stehe — und der hatte keinen kleinen Feuerschweif.

Als der Lebrecht Das auf's Gewisseste erkannt hatte, erschrak er ganz ungemein und lallte:

„Jetzt zeigt sich das Wahre! Ich bitt' da Gott um Vergebung für meine Frevelred' – und statt deren seh' ich seine Zornruthe!"

Es fiel ihm aber bald ein, dieß Wunder sei nicht geringer, als das erste, davon er gesprochen hatte — und sah, Gott möchte Seinetwegen eben so wenig einen Kometen erscheinen lassen, um ihm zu drohen, als bewußt die zwei Sternlein verwandeln und sie ihm als zwei Gulden in die Hand fallen lassen.

Er machte sich deßhalb weiters nimmer so viel Sorge, hoffte sicher, es sei ihm sein thörichter Wunsch vergeben, und dachte mehr an die wichtige Botschaft von wegen des Kometen. Denn er wußte wohl, welch ein Aufsehen dessen Erscheinen erregen werde, und daß es seine Pflicht sei, so bald es thunlich, Kund und Bericht zu geben, wie und was sich da droben am Himmel zeige.

Nun wär' er freilich gerne sogleich hinab und hätte seine Sach' und Angelegenheit in's Reine gebracht.

Er konnte aber nicht fort.

Denn der zweite Thürmer, so gen Tagesanbruch kommen sollte, hatte den Schlüssel zur Thüre in's Freie. Wär' aber Das auch nicht gewesen, er war einmal auf der Wacht, und wo Einer da ist, darf er nicht, wie und wann er will, auf und davon. Das ist etwas Altes.

Item, der Lebrecht blieb, bis sein Neben- und Wechselmann heraufkam. Drauf säumte er aber keinen Augen-

blick, sondern machte sich die Thurmstieg' hinab, und eilte zum Bürgermeister Johannes Ligsalz, der geradeüber von der Peterskirche wohnte und eben am Besten schlief. Da klopfte der Lebrecht an die Thüre, bis im Haus drin Alles aus den Federn fuhr — letzt ging das Fenster beim Bürgermeister auf, sah Der heraus, anscheinend noch ganz schlummertrunken und rief herunter: „Wie — wa — was giebt's — brennt's oder ist der Feind da?"

„Freilich brennt's und der Feind ist da!" rief der Lebrecht hinauf. Mich bedünkt aber —"

„Was kann Euch bedünken!" zürnte der Herr Ligsalz. „Es brennt, und der Feind ist da, was bedarf's mehr?! Auf da, gleich von da weg und zum Stadtobristen! Er soll die Wehrleute zusammenblassen lassen — ich komm' zur Stelle — Blitz, Donners — der Feind ist da!"

Damit wollte er wieder in die Stub' zurück.

Der Lebrecht aber rief: „So habt nur Geduld, hochgelahrtester Herr! Es ist ja nit so, wie Ihr meint — laßt mich nur ausreden! Der Brand und Feind ist nicht zu München, vielmehr am Himmel — es hat sich ein Komet aufgethan, der steht über der Kaufringerstraß'!"

„Wie — wa — was, ein Komet hat sich aufgethan?" rief der Bürgermeister. „Das ist ja ein wunderbar, aller Art viel deutsames und in summa präjudiziales — überirdisches Ereigniß! ein Komet, sagt Ihr? Wißt Ihr's aber sicher und gewiß, auf daß ich mich nicht für ein Vergebliches aus meiner gewohnten Morgenruhe herausreiß?"

„Sicher und gewiß ist's, wie ich's Euch sage!" antwortete der Lebrecht. „Um die eilfte Stunde Nachts hat er sich aufgethan und allitzt steht er noch am selben Fleck', als ob er gar nimmer wegwöllt' — und einen Feuerschweif hat er hinter sich, der mißt über die acht Schuh — da lüg' ich nit!"

„Was sagt Ihr? Einen acht Schuh langen Feuerschweif hat er hinter sich? Das ist ja seit mein's Gedenkens nicht am Himmel erlebt worden — gleich komm' ich, gleich!"

Drauf fuhr der Herr Ligsalz mit dem Kopf in sein Gemach zurück und kleidete sich auf das Rascheste an.

Nun weiß Jeder, wie's geht.

So sich Einer eilt, find't er nichts, und kommt ihm Alles durcheinander. Also widerfuhr's Herrn Johannes Ligsalzen auch, so daß er seinen Leibrock für das Wamms ansah und meinte, die Ermel seien seine Beinkleider. Drob schalt er das Wenige nicht, bis er den Irrthum verbeßerte. Es kam ihm aber schon noch mehr durcheinander. Als er zuletzt bereit war und sein Barett aufsetzte, vergaß er, seine roth wüllene Betthaube abzunehmen, also daß sein Hauptschmuck ganz sonderlich hersah. Er dachte aber an Nichts — als an den Kometen und eilte nur noch an den Kasten, d'rin zu unterst etliche große Pergamente lagen. Davon rollte er das größte znsammen, damit er hindurchschauen und den Kometen desto besser sehen möchte. Nächst eilte er hinaus — hinab — und folgte dem Lebrecht auf den Marktplatz und bis an's Eck der Rosengasse.

Als er da ankam, standen schon mehr Leute da, die durch die hohle Hand zum Himmel schauten.

Der Herr Johannes Ligsalz aber schaute durch seine Pergamentrolle und rief: „Ich bestättige, was der Lebrecht vermeint und behauptete. Id est, als daß Dieß da droben ein wahrhaftiger, viel Bös' oder aber auch, wer weiß, Wunderbares=prophezeilicher Komet sei!"

Dazu that er mit seinem wohlweisen Haupt einen Ruck, so daß besagtes Barettum zu Boden fiel, hingegen die rothwüllene Schlafmütze gänzlich zum Vorschein kam und der obere Theil des Johannes Ligsalz'schen Kopfes mit selbigem Kometen nit ganz ungleich erschien — sint es Männiglich bedünkte, das sei brennfarbig — weiters stand auch der oberste Theil ganz spitz ab und hinweg, so daß Einer leicht meinte, es sei ein Feuerschweiflein.

Der Herr Ligsalz beachtete das zum Geringsten nicht, vielmehr war er ganz herablassend, und wo Einer durch sein Pergament schauen wollte, gab er's ihm mit großer Bereitwilligkeit.

Zuletzt aber sagte er:

„Diese Nacht — respective die Stunde derselben — muß auf das Genaueste verzeichnet und eingetragen werden, auf daß man erkennen möge, wie das und Jenes, was gleicher Zeit geschah, mit selb diesem Kometen zusammenzureimen sei! Oder aber, sag' ich, damit man von da bis weiters und auf das näch'st Arg' und Wunderbare hin warte — und dann nach Maasgabe aller Umstände und Entfernungen — in summa durch Anrechnung sämmtlicher

positorum ponendorum — für künftige Zeit ermessen lerne: pro primo: was ein solcher Komet herbeiführe — pro secundo: wie — und pro tertio: wann. So viel sag' ich."

Drauf wandte er sich zum Lebrecht und fuhr fort: „Ich frag' Euch, wann habt Ihr den Kometen zuerst gesehen? Wie war die Luft heute Nacht? Habt Ihr sonst Nichts bemerkt, als da ist Dunst, Wärme oder aber gar Schwühle? Weiters keinen Pesthauch, kein Geroll, Gepolter, Gekrächz, sonderlich geisterhaft Geschrei, etwaniges Krachen oder aber gar ein Erdbidem?"

Auf Dieß gab der Lebrecht nach bestem Wissen Bescheid.

Als er aber gesagt hatte, was Weniges er wußte und dem Bürgermeister sein Barett aufhob, dankte ihm Derselbe für genaue Auskunft ganz gnädig, that aber zugleich einen raschen Griff auf sein gelahrtes Haupt, zog seine rothwüllene Kometenhaube ausnehmend behende vom Kopf und versenkte sie in die Manteltasche, setzte sein Barettum fest auf die Schläfe und murmelte vor sich hin: „Das wär' das Wahre! Coram publico selb rothwüllenes Kopf- und Nachtgewand! All darüber könnt' sämmtliche Ehrfurcht verschwinden — da hat sich schier die erste Gefahr des Kometen erzeigt!"

Dann rückte er sein Barett noch fester in die Stirne und sah umher, ob Niemand geziemenden Ernst verloren habe.

Es herrschte aber große Ehrerbietung.

Weßhalb Herr Ligsalz guten Muthes ward, in sein Wamms griff, sein Geldkätzlein herausnahm und es öffnete.

Nächst wandte er sich zum Lebrecht und sagte: „Auf daß Ihr für die, von Euch geschehene — von Obrigkeit wegen aber und respective durch m i c h, Johannem Ligsalz, Bürgermeister hiesiger Stadt vidimirte und als wahr und richtig befundene Auffindung vel Entdeckung des hie, ober uns stehenden Schweifsternes — vulgo Cometae — belohnt — wie auch zu weiterer, fleißiger Beschauung des Firmamentes angeeifert werdet — verabreiche ich euch hiermit — zwei Gulden.“

Wer ganz verwirrt da stand, war der Lebrecht.

„Weßhalb nehmt Ihr denn das Euch gewährte Geld nicht?“ fragte der Bürgermeister. „Thut Ihr doch, als säh't Ihr ein Wunder?“

„Ich — ich nehm' sie schon die zwo Gulden“ — stotterte der Lebrecht. „Aber nur einen Augenblick vergönnt, hochweis, hochgelahrter Herr!“

Er sah scharf zum Himmel hinauf und ein Weniges seitwärts vom Kometen.

„Richtig, da stehen sie —“ rief er „grad' seh' ich sie noch!“

„Wer — was steht da droben?“ fiel der Herr Johannes Ligsalz ein. „Seid Ihr von Sinnen? Macht, daß Ihr die besagten zwei Gulden in Empfang nehmt, so Euch von mir ausgeantwortet werden wollen — oder aber ich schließ' diese meine gnädig offene Hand und schiebe sammentlich das Geld wieder in mein Geldkätzlein und Wamms!“

„Nein, um des Himmels willen, nur Das nicht!“ rief der Lebrecht.

Rasch nahm er das Geld in Empfang und erwiederte reichen Dank.

Drauf erzählte er, wie's ihm heute Nacht ergangen sei.

Zuletzt, da er Alles geschildert hatte, rief er in der Freude seines Herzens: „Also wißt Ihr's! Ist nun dort oben kein Wunder geschehen — da herunten ist's doch, als wär's eins. Gott vergeb mir's, wenn's ein Frevel ist! Der Komet bringt sicher kein Unglück — denn das Erste, was zutraf, ist gut und segenreich! Hat nun Gott zum Geld verholfen, wird er dem Mütterlein etwan auch zur Gesundheit verhelfen — ich glaub' fest daran!"

Damit eilte er fort und in's Thal hinab.

Und er hatte wahr gesprochen.

Hatte ihm der Komet die zwei Gulden gebracht, so war's als ob die zwo Sternlein auch was bedeutet hätten.

Denn der Lebrecht fand seine gute Mutter gebeßert — und in Zeit von zwei Tagen war sie frisch und gesund.

Der ehrliche Bader.

Wenn heut zu Tag Einer ein rechter Mann und in seiner Angelegenheit wohl erfahren ist, wird er geschätzt, er sei dann, weß Zeichens er wolle. Das war aber früher anders, und stand es zu München in alter Zeit so, daß die Bader nicht für ehrlich galten, obschon Kaiser Wenzel deßhalb einen Befehl erlassen. Aber der Befehl half nichts. Denn das Volk gab gar wenig auf ihn, und so mußten die Bader Manches erdulden.

Als man nun 1400 zählte, lebte zu München nächst dem Sonneneck oder am Schneeberg ein Bader, der war ein recht christlicher, kluger Mann und hieß Naras.

Demselben Naras kam aber weit und breit kein Arzeneidoktor in seiner Kunst gleich. Selbst Herr Conrad von Botinbach nicht, so des Herzogs Wilhelm Hofmedikus war — was half's — er, der Naras, galt doch nicht für ehrlich.

Nun befiel den Herzog Wilhelm ein heftiges Unwohlsein. Da konnte Herr Conrad von Botinbach nicht helfen, etliche Mönche, welche gute Meister in der Arzneikunst waren, vermochten eben so wenig, mit dem Herzog ging es täglich schlimmer, und blieb zuletzt Niemand übrig, den man hätte befragen können — als der Bader Naras.

Von Dem wagte aber Keiner zu sprechen.

Zuletzt verfiel der Wilhelm selbst auf ihn — der Naras wurde berufen und mit großem Lobe empfangen, damit er so viel mehr Muth gewinne.

Dasselbe Lob lehnte der Naras ganz bescheiden ab, prüfte des Herzogs ganzen Zustand und sagte dann:

„Seid Ihr doch so gnädig, hoher Herr, als könnt' ich alle Kranken zugleich kuriren! Das kann ich nicht. Was Euch fehlt, weiß ich gleichwohl, und ich will Euch eine Arznei verabreichen. Die wirkt aber nur, so Ihr eine Wahrheit hören könnt."

Als nun Wilhelm dieselbe hören wollte, fuhr Jener fort: „Der Kaiser hat uns vor etlicher Zeit für ehrlich erklärt — Ihr aber schärft es dem Volk nicht ein! Dran thut Ihr Unrecht — und das ist die Wahrheit, die ich Euch zu verkünden hab'. Wohlan denn. Ich helfe Euch, und Ihr macht dafür die Bader ehrlich, denn Euere Gewalt ist groß!"

Drauf sagte Herzog Wilhelm: „Ei, lieber Naras, thut Ihr doch, als könnt' ich all des Volkes Wahn auf einmal curiren. Das kann ich nicht. Euch aber will ich helfen, dran soll sich das Volk ein Beispiel nehmen. Also will ich ein Glas Wein mit Euch trinken, so Ihr mich gesund macht. Dann seid Ihr sicher ehrlich!"

Auf Dieß lächelte der Naras und sprach: „Wär' Euer Leib halb so gesund, wie Euer Geist es ist, könnt' Euch ein ehrlicher Arzneidoktor helfen, und Ihr bedürftet keines

unehrlichen Baders! Also nehmt Ihr mich beim Wort, ich aber nehm' Euch bei dem Eueren!"

Da zeigte sich in Kurzem des Naras Meisterschaft. Der Herzog Wilhelm ward gesund und trank ein Glas Wein mit ihm.

Drauf galt der Naras aller Orte für ehrlich — die andern Bader aber mußten noch lange Zeit warten.

Denn gar mancher Herzog wurde noch unbaß, aber ein Bader ward gar selten mehr gerufen und wenn — nicht jeder war ein Naras.

Der Konz und der Danz.

Schelme hat's aller Zeiten gegeben. Davon stellt sich hie ein Exempel heraus und erhellt, wie man auf der Hut sein müsse.

Das ist so.

Als man 1434 schrieb, sah es einmal recht kriegerisch her.

Der Herzog Ernst, so dazumal regierte, war aber von München abwesend.

Nun schrieb er an den Rath daselbst, er sollte Pulver machen lassen, und Herr Danz, so den Brief bringe, verstehe sich auf's Beste darauf. Er bestimmte auch einen guten Lohn, und was der Pulvermacher verlange, um sein Werk zu fördern, das sollte ihm unverweigerlich ausgehändigt werden.

Inzwischen ward der Pulvermacher auf dem Wege gen München von einem Stegreifritter, Namens Seifried Konz, überfallen, aller Habe beraubt, davon geführt und in einen festen Thurm geworfen. Der Stegreifritter Herr Seifried Konz aber nahm ihm sein Gewand ab, steckte des Herzogs Brief zu sich, ritt zu München ein und gab sich beim Rath für den Pulvermacher Danz aus.

Dem hatte er sein Geheimniß abgezwungen.

Weil nun der Rath des Herzogs Schrift erkannte, war er, wie billig, zu Allem bereit, und da er vom Pulvermachen nichts verstand, weil bis jetzt meist mit gekauftem Pulver geschossen ward, setzte er höchstes Vertrauen in den Schelm Konz und bezeigte sich überaus dienstfertig.

Der kecke Gesell aber that dem Rath desgleichen, war überaus freundlich und sagte: Er habe zwar nicht gar viel Zeit zu spenden, wolle sie aber doch so bedienen, daß sie ihn wieder gerne zu München hätten.

Drauf verlangte er ein Tausend Gulden, davon er Saliter, Quecksilber, Salmiak, Essig und Branntwein kaufen wolle, weil er Dessen sämmtlich bedürfe. Damit aber das Pulver die rechte Kraft erlange, bedang er einen halben Eimer welschen Weines dazu.

Wie er nun das Alles hatte, war er weiters ganz wohlgemuthet, ließ sich trefflich zum Willkomm traktiren — im Ammerthalerhof schlief er auf Rathskosten und auf nächsten Tag hatte er eine große Zahl Krämer in den alten Zeugstadel an der Kühgasse bestellt, auf daß sie aller Dinge Muster vorlegten.

Als nun Die daher kamen, feilschte er von Dem und Jenem ein Loth, schickte sie dann Alle von dannen, und schloß sich ein. Des Abends fand er sich wieder im Ammerthalerhof ein und schüttelte da den Kopf, als ob's hie zu Stadt nur schlechte Kaufwaare gäbe.

Also zog er auf Quecksilber, Salmiak und all Uebriges los. Nur dem welschen Wein ließ er Gerechtigkeit widerfahren.

So hielt er's volle sechs Tage. Am siebenten kam er nicht. Und da man am achten nachsah, war er keineswegs im Zeugstadel, vielmehr verschwunden — was Lothweis er gefeilscht hatte, das war Alles durcheinander gestreut — das Weinfäßlein war rein ausgetrunken und umgestellt — droben aber lag ein Zettel, und auf dem Zettel stand:

„Von all ewrem Quark tauget nichts, dann das blanke geld. Der wein war so übel nit, hett' aber besser sein mügen. Wär seins mer gwesen, verblieb ich dann etwa ain tag lenger, so aber bin ich von danen. Laßt euch nu ewer pulver machn, von wem Jr wölt, ich han mein wort gehaltn, diweil ich euch so wohl bedienet — daß Jr mich sicher gern zu München hettet, auch an ain Pfosten zu hengen! Darmit fart wol, vnd der nächst macht's euch nit besser. Soliches sagt euch

Seifried Konz ritter.

Da machten die Rathsherren große Augen und beschlossen, sich nicht mehr über's Eis führen zu lassen.

Als hierauf drei Tage später der rechte Pulvermacher, Herr Danz, einritt, dem der Schelm die Freiheit gegeben hatte, und sich auf Das und Jenes berief, dachten sie, es sei des Andern Helfer und Genosse und habe einen andern Schlich im Kopf, legten ihn sofort in's Stüblein am Rathhaus und verhörten ihn da auf's Schärfste.

Da war's nun das größte Glück, daß der Herzog Ernestus nach München zurückkam und den Pulvermacher Danz für recht erkannte, so daß er frei und auf's Beste bedauert wurde. Denn er, der Unschuldige, war bei Brod

und Wasser gesessen, der Schuldige, der Herr Konz hingegen hatte bei guter Speise und welschem Weine geschlemmt.

Als es aber auf's Pulvermachen ankam — zeigte sich, daß Herr Danz auch nicht viel Weniger brauche, als sein Stellvertreter — und zuletzt, daß er auch nichts zu Wege bringe.

Da waren die Herren schnell beschlossen und mit ihrem Bedauern rasch zu Ende, und wäre der Herr Danz nicht übereins fort, so wär' er auch dahin eingesperrt worden, worin sich zuerst der Konz befunden hatte.

Hätt' aber doch Nichts gefrommt.

Man hatte eben zweimal bezahlt und zuletzt doch kein Pulver.

So thät's der Stadt dazumal ergehen — mein', heut zu Tag könnt's doch nimmer geschehen.

Caeterum consumtum est in prandio.

Jetzt will ich Euch ein frohes Geschichtlein erzählen, draus erhellt, wie traulich schalkhaft die gnädigen Herren schon in alter Zeit waren.

Um 1408 war einmal der Herzog Wilhelmus über Land — der Ernestus aber zu München, und hätte just einigen Geldes bedurft. Zweitausend Gulden brauchte er. Das war dazumal nicht Wenig, und um diese Summe ging er die lobesame Stadt München an. Sie ward ihm, wie begreiflich, allsogleich bewilligt, ungefähr auf eine Zahl reicherer Bürger vertheilt — Die sollten sich wieder unter einander verständigen — und wie vermöglich sich Der oder Jener selbst schätze, in dem Maas sollte er beisteuern.

Mittlerweil' die Angelegenheit in's Reine gebracht wurde, fühlte sich Herzog Ernestus nicht ganz wohl, kam der Doktor Conrad von Botinbach in die Ludwigsburg und der sagte, Ernestus müsse sich zur Ader lassen.

In Ansehung der Aderlässe war aber ein fromm freundlicher Brauch. Das heißt: Die Stadt verehrte dem regierenden Herren ein Fäßlein Wein und zwo tapfere Schweinskeulen. Die waren geräuchert.

Nun war zwar die Aderlässe noch nicht vorgenommen. Weil's aber in Einem hinging, schickte der Rath die Verehrung mitsammt der Nachricht, daß das bewußte Geld bei einander sei, und daß es morgen gebracht werde.

Als Herzog Ernestus das Geschenk und die andere Botschaft empfing, war er der Letzteren ganz froh. Was seine Gesundheit betraf, war ihm aber zufällig und unversehens auch besser geworden, und als der Doktor Botinbach kam, in der Meinung, er dürfte hochfürstliches Blut zur Vergießung bringen, sah er sich getäuscht, konnte kaum begreifen, daß die Natur, nicht aber seine Weisheit dem Herzog geholfen habe, und zog sich mit zweifelvoller Geberde nebst Schnepper und Aderlaßbinde zurück.

Der hohe Herr ließ sich weiters kein graues Härlein wachsen, ging eine Stunde später zur Tafel, und da ward ihm in vieler Grafen und Herren Umgebung stets wohler, und speiste und trank er, als hätt' ihm nie Etwas gefehlt.

Indessen sich der Herzog Ernestus ganz wohl sein ließ, ließen sich aber die Rathsherren nicht minder wohl sein.

Es waren nehmlich statt zweitausend Gulden zweitausend und vier Gulden eingegangen.

Auf selb überschüßige Summa war nach hochweis kürzester Berathung Beschlag gelegt worden, sämmtliche Wohlweise hatten sich in die Herrentrinkstube begeben, allsofort ein ausgesuchtes Mahl angeordnet — und nun speisten Bürgermeister und Rathsherren drauf los, daß es eine wahre Lust war, zuzuschauen.

Dem Herzog aber ward von dem Allem guter Bericht.

Nächsten Tages machten sich drei Herren des Rathes auf, nehmlich Herr Ridler, Schrenk und Rudolff, und Die brachten dem Herzog das Geld in zwo versiegelten Säcken.

Herr Ridler aber, der den Vorsprecher machte, wozu ihn sein Bürgermeisteramt, starke Stimme und leibliche Bedeutsamkeit trefflich befähigten, beugte sich ganz freundlich und sagte:

„Hochgnädigster Herr Herzog! Allhie sind angesonnene zweitausend Gulden, damit dann hoch Euerem Verlangen bestens entsprochen ist. Freuen uns auch auf das lebhaftest und Innerlichst hoch Euerer rasch erfolgten Genesung. Wie wir dann aber vernommen haben, also habt Ihr keineswegs zur Ader gelassen — und hat sich demnach selbiges, nach Brauch devotest anhero gesandte Geschenk vel Verehrung in zwiefacher Weise verirrt. Sintemal das Anhergeschickte pro primo vor statt nach geschehener Aderläße — und pro secundo die Aderläße ganz und gar nicht stattfand oder respective eintraf. Wird demnach in solch obschwebender, hochwichtig und präjudizieller Frage hochfürstliche Erklärung angesonnen, wie und was allda in Sachen des bewußten Weines und der zwo tapferen Schweinskeulen für Dießmal zu richten — und was eintretenden, wiederholten Falles Brauch sein dürfte.“

„Da habt Ihr so fast unweise nicht gesprochen,“ sagte Herzog Ernestus, „und seh' ganz wohl, daß Ihr Wein und Schweinskeulen wieder ansprecht und zurückerhalten möchtet — auch weiterer Auslegung entgegenseht. Die soll Euch werden! Sagt einmal, was ist denn bei Euch Brauch, Ihr Herrn, so Ihr für mich Geld einsammelt, und es gehen Euch vier Gulden mehr ein, denn verlangt ward? Das traf ja so zu, wie ich hörte! Nun, sie sind wohl dabei

drin bei den anderen zweitausend Gulden, da in diesen Säcken?"

„I — in diesen Säcken —?" erwiederte Herr Ridler sehr verlegen. „Hoher Herr in sothanen Säcken sind die angesonnenen zweitausend Gulden. Quoad Caeterum — das — das heißt — was aber das Uebrige betrifft —"

„Nun, was ist's denn mit dem Caeterum oder dem Uebrigen?"

„Was es damit ist, Herr Herzog? Caeterum est consumtum in prandio! Wir — wir haben ein brüderliches, froh frommes Gabelfrühstück dafür eingenommen."

„So? Ei seht doch!" sagte Ernestus lächelnd. „Ihr gelahrte Herren habt auf der Stadt Kosten ein froh frommes, brüderliches Gabelfrühstück eingenommen? Nun, ich gönn' es Euch gerne, wohl geseg'n es Euch! Damit seid ihr in Gnaden entlassen."

„Unterthänigst zu gehorchen" erwiederte Herr Ridler, sich ungemein tief beugend und die Hände ein wenig reibend — „wa — was ist's — das heißt, wie steht es aber in Sachen des bewußten Weines und derselbigen tapferen Schweinskeulen?"

„Drauf hätt' ich bald vergessen," sagte Ernestus. „Also hört! Ich und Ihr, wir haben je Beide gleich gut und schlimm gewirthschaftet. Das ist so. Mein Wunsch war auf zweitausend Gulden gerichtet. Den erfülltet Ihr — das Mehr habt Ihr verzehrt. Versteht Ihr wohl? Caeterum consumtum est in prandio. Nun war aber Euer Wunsch auf meine Genesung gerichtet. Die ist, wie Ihr seht, völlig

und zwar sonder Aderläße eingetroffen — das Uebrige aber, Caeterum — was glaubt Ihr wohl —?"

„Caeterum —" sagte Herr Ridler ganz bestürzt, denn er ahnte, was da komme, und dann war es mit der schon im Sinn geführten Verzehrung der Keulen und des Weines ex officio nichts mehr — „co — consumtum est — — ?!"

„Getroffen!" entgegnete Herzog Ernestus. „Consumtum est. Es ist verzehrt! Aber nicht in prandio vel Gabelfrühstück, sondern aber in coena. Das heißt, in lustsamer, froh frommer Abendtafel."

„So, so so — in lustsamer, froh frommer Abendtafel!" sagte Herr Ridler — und dazu des wohledel weisen Bürgermeisters und der zwo Collegen Antlitz und Verbeugung — das sollte Einer gesehen haben!

Als der Rath das Geschehene vernahm, lachte Männiglich ganz devotest, schüttelte aber doch das Haupt ein wenig, und ward beschlossen: Künftig nicht früher zur Verehrung zu schreiten, als bis das hochfürstliche Blut auf dem Wege der Aderläße wirklich schon geflossen wäre.

Dabei blieb der Rath unerschütterlich fest stehen.

Es ward demnach in Coena bei den Herzogen auf die Weis' sobald Nichts mehr verzehrt.

Hingegen beim Rath, in Prandio ward öfters noch tapfer gespeist. Denn dazumal war's anders, als heut zu Tag! Gar oft gingen noch etlich Gulden zu viel ein. Da ward ehrlich verrechnet. Was aber übrig blieb, fand sein Ziel auch — und steht gar oft am Ende: Caeterum consumtum est in prandio.

Herr Petrus und Herr Paulus.

Als man nach unseres Herren Geburt 1458 zählte und der edle Herzog Albertus der Dritte regierte, hielt sich zu München ein älterer Herr. Der hieß Paulus Ersinger — hatte in früheren Jahren dieß und jene Amt geführt, sich nun aber zur Ruhe begeben.

Nun lebte er den Rest seines Lebens so dahin, hielt viel Stücke auf Einen, der Jörg Pirmat hieß und der sich seinen Freund nannte — und der Pirmat wußte seine Angelegenheit so wohl zu richten, daß sich der Ersinger entschloß, ihn zum Erben einzusetzen — seinem Bäslein aber, der Gertraud, nur ein geringes Vermächtniß zu bestimmen. Das war sicher nicht recht und billig. Wie's aber in der Welt geht und jenachdem über alte Leute Einer kömmt!

Mittlerweil' der Ersinger Besagtes vorhatte, es aber dem Freund nicht bald genug zur Wirklichkeit brachte, weil er meinte, er hab' schon noch eine Weile zu leben und werde dasselbige Testament schon früh genug machen — fand sich zu Augsburg ein hochgelahrter Arzneidoktor ein.

Der hieß Meister Petrus von Padua, war überaus reich und in seiner Kunst und Wissenschaft so berühmt,

daß die Sage ging — er könne Todte lebendig machen, anders er nur wolle.

Nun weiß ich nicht, war Einer zu Augsburg todt, oder schien er's nur zu sein — kurz, es entstand das Gerücht, der Petrus von Padua habe einen wunderbaren Beweis abgelegt, was er vermöge, und es ging deßhalb sein Ruhm weitaus und auch nach München.

Dahin nahm der Meister, als er sich noch etliche Monde in Augsburg gehalten hatte, seinen Weg, traf hier wohlbehalten ein — und eh' viel Zeit verging, hatte er auch zu München aller Anderen Kunst und Wissen verdunkelt, vom höchsten Arzeneidoktor angefangen bis zum letzten Bader und Hausmittelspender.

Also befand sich Herr Petrus von Padua zu München, wo sich der Herr Paulus Ersinger auch befand. Mittlerweil' aber der Herr Petrus vor lauter Beschäftigung schier nimmer die Augen schloß, ging's beim Herrn Paulus übereins ganz anders. Nehmlich Der begann zu schlafen und da schlief er immer tiefer ein und fort und fort — bis er zuletzt gar nimmer aufwachte.

Dabei hatte er kein Testament gemacht — und anstatt daß nun der gute Freund Erbe war, gehörte Alles dem armen Bäslein, der Gertraud.

Hierüber gerieth der gute Freund Jörg Pirmat in die größte Bestürzung, dachte, mit einem Welschen ist gut fahren in allen Ränken, sonderlich wenn bezahlt wird — und wollte auch gar nicht glauben, daß der Ersinger schon gänzlich gestorben sei, sondern meinte, es sei etwan doch nur

eine tiefe Ohnmacht. Item, er eilte zum Meister Petrus von Padua, entdeckte ihm unumwunden, wie alle seine Hoffnungen fehlschlügen, so der Ersinger nicht in's Leben zurückgerufen würde, und versprach ihm eine große Summa, für den Fall er ihm den guten Dienst erweise.

Als der Meister das Alles hörte, erkannte er bald, was verwünscht heilloser Gesell selbiger Freund sei und wie heftig er das arme Bäslein um ihr unerwartetes Glück beneide, darauf er für seine Müh', Sorgfalt, viel hundert Besuche und viel tausend falsche Liebesworte unbedingt gerechnet hatte. Er dachte aber, es sei etwa doch noch Rettung möglich und wirklich so, daß der Ersinger nur in einer Ohnmacht liege; nahm sich deßhalb vor, das Aeusserste zu versuchen, dann aber, und wenn's gelinge, dem Ersinger zu sagen, was er an seinem vermeintlich guten Freund habe. Denn Der hatte sich in seinem ganzen Wesen verrathen. Nahm deßhalb sein Barett und Mantel und folgte dem Pirmat in die Rosengasse, wo der Ersinger im Eckhaus am Rindermarkt lag.

Als nun Herr Petrus von Padua ankam, sah er den Herrn Paulus von München fest an, — und da schwand ihm bald der letzte Zweifel. Drauf blickt' er umher. Erst auf den guten Freund, der ganz begierig da stand. Dann auf die Gertraud, so seitwärts stand, der die Thränen über die Wangen darniederliefen, die ihre Hände ineinander gefaltet hatte und zu ihm schaute, als sage sie: Wär' etwan doch noch ein Strahl der Hoffnung vorhanden — oder gar keiner?!"

Wie sie so dastand, erschien sie so edel und hold, zugleich an Gemüth und Gestalt, daß sich der Meister tief betroffen fühlte und für sie empfand, was er für eine Jungfrau noch nie empfunden hatte. Er war bis zur Stunde auch aller Bande ledig geblieben.

Um nun die Gertraud zu prüfen, sagte er, indem er sie näher treten hieß: „Hier, Jungfrau, dieser Freund hat mich gebeten, den Todten in's Leben zurückzurufen, und hat mir eine große Summa versprochen. Also mag ihm etwan viel dran gelegen sein, daß der Herr Paulus Ersinger wieder erwache. Nun frage ich Euch, was bietet Ihr mir, wenn ich unterlasse, was Dieser will und wünscht? Denn so viel ich weiß, mag Euch noch mehr daran liegen, daß der Herr Ersinger nicht mehr erwacht, weil Ihr nun sonder Widerred' seiner Habe Erbin seid."

Darauf sagte die Gertraud: „Herr! Strafte Euch nicht Euer edles Antlitz Lügen, da Ihr arge Worte sprecht, bewiese ich Euch, daß Ihr so nicht zu einer tugendhaft christlichen Jungfrau sprechen dürft! Aber mich bedünkt für sicher, es sei Euer wahrer Ernst nicht. Also sag' ich Euch Dieß: Gebt ihm das Leben wieder, so Ihr's vermögt — dann folgt Euch mein Segen. Vermögt Ihr's aber und Ihr unterlaßt es, so folgt Euch eh' mein Fluch, als daß ich Euch belohnte! Die Zwei sind mit meines Herzens Reinheit meine einzige Habe! Was gilt mir aber alle Habe Dessen, den ich geliebt und geehrt habe, wenn er mir verloren sein sollte?! Arm war ich von je — und arm will ich mit Freuden bleiben."

Da bot Ihr Herr Petrus von Padua die Hand und sagte tiefgerührt: „Da ich ihn nun etwan erweckte, wär't Ihr in Wahrheit arm. Das soll aber nicht sein! Nehmt mich zum ehlichen Gemahl, und was Reichthum ich habe, all den theil' ich mit Euch. Also sprecht Ihr zuerst, dann will ich verkünden, ob der Mann hier wieder in's Leben zurück soll, oder aber nicht."

Da sah ihm die Gertraud ernst und prüfend in das würdige Antlitz. Dann erhob sie ihre Rechte und legte sie in die des Meisters.

Drauf sagte der: „O tugendsame, viel edel gesinnte Jungfrau! Euer Fluch kann mir nimmer folgen! Der Paulus Ersinger ist todt — und bleibt es. Denn wer gestorben ist, denn kann kein Arzt dieser Welt mehr erwecken. Könnt' ich's aber, so thät' ich's gewiß und sicher, damit er Euere Lieb' und Treue erfaßte, die heiliger nicht sein kann. Denn Ihr wünschtet ihm das Leben des Lebens willen — Jener aber, damit er seinen letzten Willen mache — und wieder stürbe — sobald es immer wäre!"

Da kann sich Jeder des guten Freundes Pirmat Erstaunen denken, hinwieder der Gertraud Wehmuth und dennoch wieder ihre heilige Freude.

Derselbige Freund eilte in großer Beschämung hinweg.

Herr Paulus ward den nächsten Tag hinter St. Peter begraben.

Herr Petrus von Padua aber führte seiner Zeit die Gertraud zum Traualtar — und ob sie hie oder sonst wo lebten — kein's von Beiden hat je seine Wahl bereut.

Wie der Ulrich Diener von München das Hungerleiden verlernte.

Es vermag der Eine nicht, was der Andere, und Gott führt seine Treuen auf verschiedenen Wegen zur Frömmigkeit und zum Verdienst vor ihm.

Davon weiß ich ein Geschichtlein.

Item. Zu Herzogs Christoph Zeiten, um das Jahr 1470, lebte zu München ein Bürgerssohn. Der hieß Ulrich Diener und war in allen Dingen ungemein streng mit sich. Das genügte ihm aber nicht mehr. Er wollte in der Enthaltsamkeit stets weiter gelangen, nahm sich vor, gar ein Heiliger zu werden — und weil er da meinte, guter Rath und Ermuthigung könne nutz' und frommen, dachte er so: Es ist am Besten, Du wendest Dich an den Niclas von der Flüe — Der hat's in der Entsagung am Weitesten gebracht!

Der Niclas von der Flüe hatte auch einen wunderwürdigen Namen, seiner Frömmigkeit, nebenbei seines Fastens wegen, und er war, heißt es, so vergeistigt, daß er viele Jahre Nichts zu sich nahm, als den Leib des Herren. In der unvergleichlichen Weise lebte er dahin in einem Wald in der Schweiz, und in einer kleinen Klause.

An dieser Klause hatte er ein kleines Fensterlein. Das machte er nicht auf, wenn er merkte, daß den oder Jenen nur schnöde Neugierde hergeführt habe. Denen, welche vom Verlangen nach Belehrung und Besserung hergeführt waren, öffnete er zwar, und ließ sich in gutem Rath heraus — er hielt es aber stets kurz und bündig und machte das Fensterlein wieder zu, sobald er glaubte, der Andere könne ihn verstanden haben, und daß es nun an ihm liege, das Weitere zu fügen. Kam Einer daher, der Seiner würdig war und in seiner Seele bescheiden, ernst und erhaben, so sprach der Klaus freilich längere Zeit. Hinwieder mit Jenen, die überspannt waren und meinten, sie müßten Einsiedler werden, weil sie von dem oder jenem Ueblen in der lauten Welt betroffen worden waren, schnitt er nicht viel um und schickte sie mit harten Worten heim. Wenn er aber schließlich meinte, es habe Einer wirklichen Beruf zum Anachoretenleben, so hatte er eben nicht Viel dagegen. Nur benahm er ihm den Wahn, als müsse er auch so entsagungsreich sein können, wie er — und wenn der Andere ein wenig Hochmuth und Heiligkeitssucht merken ließ, spielte ihm der Niclas von der Flüe gehörig mit. Aber Alles zum Besten Desselben und zur wahren Ehre Gottes. Dabei unterstützte ihn eine Gabe des hellsten Sehens und Erkennens und sonst eine wunderwürdige Kraft.

Wie nun der Ulrich von München auszog, weiter und weiter wanderte und zuletzt in den Wald kam, darin der Klaus von der Flüe lebte, auch vorher schon erfahren

hatte, daß der Klaus lange Reden nicht liebe, dachte er: Also hältst Du Dich kurz! Gelangte mit Dem an die Einsiedelei und sah das bewußte Fensterlein oder Thürlein.

Da besann er sich nicht lang, wollte nicht warten, bis der Klaus oder Niclas aufmache, sondern klopfte zwar langsam, aber ganz heftig.

Drauf that sich das Lädlein auf, sah der Klaus von der Flüe heraus und sagte barsch: „Bist da? Was willst, Herr Ulrich von München?"

Da war der Ulrich ganz kurz und sagte Nichts, als Dieß: „Heilig will ich werden, wie Du, und hab' mich im Enthalten geübt. Das ist aber nicht genug. Nimm mich zum Schüler an!"

Sagte der Klaus ganz zornig: „Wer sagt Dir denn, Du Thor, daß ich heilig bin? Da hab' ich noch weit hin! Mein Herz und Geist steht zu Gott, das ist meine Pflicht; daß ich aber irdisches Bedürfniß so weit überwinden kann, ist minder mein Verdienst, als Gottes Wille und Macht. Gleichwohl was ich etwan aus eigener Kraft vermag, davon vermagst Du nicht den zehnten Theil. Geh nur weiter im Wald, such' einen hohlen Baum und iß und trink vier Tage lang nichts. Dann komm' wieder!"

Drauf schlug der Klaus von der Flüe das Sprechthürlein zu und machte nimmer auf.

Dachte der Ulrich: Die Prob' wirst Du wohl bestehen.

Ging deßhalb von dannen, suchte sich weit ab im

Wald einen hohlen Baum, in den stieg er hinein und nimmer heraus. Vielmehr hing er tiefer Betrachtung nach und betete und fastete.

Das hielt er so bis spät in den dritten Tag.

An dem war er schier ganz heruntergekommen, so daß er schier gar nicht mehr aus dem Baum herausklimmen und zum Klaus von der Flüe zurückkehren hätte können, ob ihm Das auch angestanden wäre. Aber er schämte sich und wollte eher verenden, als die vier Tage nicht ganz durchfechten. Auf dasselbe Vergehen und vor Schwächeauslöschen machte er sich auch schon gefaßt.

Es war aber anders bestimmt.

Item, um die gleiche Zeit verübte Einer einen Raub, nahm mehrerlei Gut und Kostbarkeit, auch etliche Speisewaaren und Wein hinweg, das Alles trug er in einem Sack davon, den er gleichfalls auf so arge Weise eroberte, und hielt Sämmtliches schon für sein unstreitiges Eigen. Da merkte er, daß er verfolgt werde, konnte nimmer anders aus, als daß er sich in's Walddickicht flüchtete — in dem kam er tiefer hinein — und da er einen alten, hohlen Baum fand, dachte er: Da birgst Du den Sack bis auf bessere Zeit und kehrst leer heim, damit Dich desto minderer Verdacht trifft.

Nahm drauf den Sack von der Schulter und hob ihn in den hohlen Baum hinein, drin der Ulrich befindlich war.

Den sah er aber keineswegs, weil's Nacht geworden war.

Der Ulrich im Baum drin sah ihn aber auch nicht, weil er vor großer Ermattung und Schwäche die Augen geschlossen hatte und zur Zeit fest schlief.

Als nun der Räuber kommenden Morgens daheim war, sich auch den Weg wohl gemerkt hatte und nun schlief — schlug der Ulrich von München seinerseits die Augen auf, sah, daß die Sonne schon ganz hell scheine, wunderte sich, daß ihn der Himmel so lange erhalte, und wünschte nur so viel Kraft, daß er diesen vierten Tag überlebe und noch so viel vermöge, zum Klaus zurückzukehren, und ob er kriechen müßte — nur daß er den Sieg davon trage, nicht aber der Klaus von der Flüe.

Wie der Ulrich bei dem Gedanken so vor sich hin und zufällig abwärts schaute, auch tastete, weil er Etwas zu bemerken und zu fühlen glaubte, was erst nicht im Baume war — fand er den bewußten Sack.

Drob war er nicht wenig erstaunt, öffnete denselben so schwach er war, fand da allerhand Kostbar' und Gutes und wußte nicht, sollte er die Sach' und Angelegenheit für eine Versuchung des Teufels oder aber für ein Wunder Gottes halten.

Darüber kam er in die größten Zweifel.

Mittlerweil' er aber sann und zweifelte, kam ihm eins um's Andere zur Hand, was ihn immer mehr zum Speisen anreizte.

Nächst stieß er gar auf ein Gefäß, draus ganz feuriger Wein aufduftete, als er es öffnete. Ueber diesen Wein kam er wieder in große Zweifel und Gedanken — und

eh' er mit selbigen Zweifeln und Gedanken zu Ende war, hatte er in Ansehung der Speisen und des feurigen Weines schon angefangen und auf ein Ziemliches zugegriffen.

Das merkte er erst gar nicht. Als er es bemerkte, erschrak er freilich ungemein.

Es war aber einmal geschehen.

Also blieb ihm weiter nichts übrig, als auf der Stelle aufzuhören und der großen Lockung durchaus nicht weiter nachzugeben, damit er doch mit halb gutem Gewissen vor dem Klaus von der Flüe treten könne. Er begann auch sogleich wieder Betrachtung zu pflegen und zu beten, und Das that er fürwahr, wie es sich ziemt.

Ueber Das verstrich mit der Zeit der ganze vierte Tag, es ward Abend und die Sonne ging sehr schön unter.

Da dachte der Ulrich: Jetzt kannst Du alsbald aufbrechen und kommst so schwach nicht zum Klaus von der Flüe. Was soll aber der Sack da und die viel gute Speis', benebst dem Wein? Dein ist das Alles nicht. Aber Wessen sonst? Dem sei, wie da wolle — Bestimmung ist es, so wie so — also jetzt geht's in Einem hin. Greifst eben noch einmal zu, Ulrich — 's ist vielleicht das letzte Mal in Deinem Leben!

Nahm drauf eine Hirschkeule zur Hand, öffnete dasselbe Gefäß mit dem Wein, ließ sich weiters Speise und Trank ganz wohl munden und sah dabei guten Muthes in die sinkende Sonne hinaus, wie sie dort und da durch die Bäume und über die Waldspiegel blitzte.

Als der Ulrich von München da aus seinem Baum

so hinausschaute, schaute mit einem Mal Einer in den Baum hinein.

Der war aber kein Anderer, als der Räuber, der seinen Sack wieder holen und näher bei der Heimat verwahren, sonderlich aber die Hirschkeule und den besagten Wein nach Hause nehmen wollte.

Da waren die Zwei, der Ulrich im Baum drin und der Andere außerhalb nicht wenig erstaunt.

Als aber der Räuber zuerst losbrach und rief: „Wie kannst Du wagen, fremder Leute Hab' und Gut zu verzehren und den Wein da zu trinken —?" überkam den Ulrich auch kein kleiner Zorn und heiliger Unmuth, so daß er aus dem Baum herausrief:

„Das hab' ich mit Gott und meinen guten Vorsätzen abzumachen, und wie sich da Alles geschickt nnd begeben hat! Ich will demnach meine gehabte Verzehrung wohl ausfechten! So viel Recht, wie Du, hab' ich aber sicherlich, und zwar ein weit besseres. Denn Du bist ein Räuber und wolltest hie Deine schnöde Beute verbergen, nun aber nachspähen oder sie zu Dir nehmen. Das hat der Himmel aber wundersam entdeckt, und Du sollst zum Lohn empfangen, was Dir vor der Gerechtigkeit ziemt!"

Drauf stieg der Ulrich äußerst rasch aus seinem Baum heraus, und als der Andere über ihn herfiel, vermocht' er nicht das Geringste gegen ihn. Denn der Ulrich von München fühlte mit einem Mal unglaubliche Kraft in sich, der Andere aber war wie gelähmt und suchte vergeblich, zu seinem Sack zu gelangen.

Zuletzt konnt' er sich gar nicht mehr von der Stelle bewegen.

Der Ulrich aber sagte: „Merkst Du nun, mit wem Du etwan zu schaffen hast, und wie sonderlich hie des Himmels Schutz kund wird?"

Dann hob er den Sack aus dem Baum, band ihn vor des Räubers Augen zu, schwang ihn, wie schwer er auch war, auf die Schulter, und schritt hinweg — und kam seiner Zeit an die Einsiedelei des Klaus von der Flüe.

Allda lehnte er seine Bürde an, trat dann zum Sprechfensterlein und vermeinte zu klopfen und den Klaus aus dem Schlaf zu wecken.

Der schlief aber keineswegs. Sondern als der Ulrich noch nicht die Hand erhoben hatte, um zu klopfen, machte der Klaus schon auf und donnerte heraus:

„Alsowohl, bist da und meinst, Du könntest mich täuschen? Ich weiß Alles. Ich hab' im Geist gar wohl gesehen, wie Du am Morgen genascht hast, mehr als Du verantworten kannst — nächst wie Du des Abends speistest und meintest „wer weiß, wann wieder —" als daß Du dieselbige Hirschkeule zur Hand nahmst und den verderblichen Feuerwein trankst! Du falscher Gesell Du! Wie steht dann Das zu Deinem Entschluß? Ich verachtete Dich, so ich nicht wüßte, daß Dir der Himmel nur Speis' und Trank zuführte, um Dich von Deinem Hochmuth zu heilen. Also will ich Dir Dein Frevelwerk verzeihen und es mehr als Thorheit anschauen. Geh hin und leb' als ein Einsiedler

und bet' nach besten Seelenkräften! Wo Du aber Etwas findest in Deinem Wald an Baum, Busch oder in der Erde, Das verschmäh nicht! Und so Dir Einer was zu gut kommen läßt, so weis' es deßgleichen nicht von Dir. Dann, wenn Du Dir vom Mund absparst und Anderen giebst, bist Du so fromm und gut, wie Du meinst, daß ich es sei — und nicht von Jedem will der Himmel gleichen Weg!"

Sagte der Ulrich: „Sei nur nicht so zornig! Hab' ich die Prob' nicht ganz bestanden, so besteh' ich sie zum zweitenmal sicher. Nimm mich zum Schüler an!"

Antwortete der Klaus von der Flüe: „So bist Du noch nicht zu Ruh' mit Deiner Sucht nach vermeintlicher Heiligkeit? Wart, Das sollst Du mir büßen! Heb' Dich weg, wo Du herkommst, setz' Dich wieder in den Wald — und wenn Du meinst, es werde Dir wunderbar möglich, länger auszuharren, als das erstemal, so ertrag's — dann komm wieder!"

Drauf befahl er ihm, des Räubers Bann durch sein, des Klaus, Wort zu lösen, setzte bei, er wolle dem Beraubten zu wissen thun, wo er seinen Sack mit Allem darin in Empfang nehmen könne, und als der Ulrich meinte, der Wein sei weniger und an der Hirschkeule fehle auch ein großmächtiges Stück — grollte der Klaus: Das sei seine Sache, und ob er auch tüchtig zugegriffen, so werde sich doch Sämmtliches in Vollkommenheit vorfinden.

Nach diesen Worten warf der Klaus von der Flüe selb sein Fensterlein ganz heftig zu.

Der Ulrich aber machte sich fort und suchte seinen Baum wieder auf.

Als er da ankam, gab er dem Räuber erst eine scharfe Lehre, und als Der Besserung versprach, konnte er sich wieder rühren und regen. Dankte also Gott, machte sich von hinnen und verübte weiters keine arge That mehr.

Der Ulrich von München aber begab sich wieder in seinen Baum hinein, hielt da weiters ganz tapfer aus, so daß er sich nach etlichen Tagen sonderlich erhaben dünkte und nicht anders glaubte — als der Himmel finde großes Gefallen an seiner hartnäckigen Entschlossenheit und wolle etwa doch durch ihn den Ausspruch des Klaus beschämen, als könne kein Anderer Das, was er vermöge. Zumal bedünkte ihn sehr bedeutsam, daß der Räuber nicht über ihn Herr geworden sei — in Kurzem, er meinte, beim Himmel in ziemlichem Ansehen zu stehen. Und am Wunderbarsten dünkte ihn Dieß, daß er nun die längste Zeit schon nichts aß und trank, und drüber noch immer keine Schwäche verspüre.

Item, als er sechs ganze Tage in seinem Baum-Asylum verblieben war, stieg er heraus und machte sich auf den Weg zum Klaus von der Flüe.

Da hatte er noch nicht zehn Schritte gethan, als er plötzlich ein wenig schwach wurde. Ueber eine Weile ward er wieder schwächer, und so nahm's zu, daß er sich kaum mehr auf seinen Füßen halten konnte, da er an des Klaus von der Flüe Waldhütte ankam.

Als er eintraf, dachte er: Da geh' es, wie dem wolle!

Von meiner Entkräftung laß ich einmal Nichts merken — und Alles wird er etwa auch nicht wissen. Stützte sich deßhalb mit der Linken auf die Kante an der Fensterluke, die andere Hand aber erhob er, nahm alle Kraft zusammen, schlug mit der Faust an's Sprechthürlein, damit der Klaus meinen sollte, er draußen sei recht muthig und bei besten Kräften, und rief so fest er konnte: „Aufgemacht, Klaus von der Flüe, ich bin da!"

„Wer ist da?" kam's von Innen heraus.

„Ich, der Ulrich von München!" war die Antwort.

„Da ist wer Rechter da!" sagte der Klaus von der Flüe, indem er das Fensterlein rasch aufthat. „Rufst Du ja, als wärst ein ganzer Held! Halt Dich nur nit so fest ein, es frommt Dir doch nichts gegen Dein' Schwäche und Hunger!"

Sagte der Ulrich: „Also wohl, wenn Du denn Alles so gut weißt! Nun vermag ich freilich kaum mehr zu stehen. Das begreif ich gar nicht. All so lang ich drin im Baum war, war mir Alles ein Leichtes. Hab' ich nun das Fasten gelernt, so werd ich wohl die folgende Schwäche auch noch verlernen. Und nun forder' ich zum weitern Mal, nimm mich zu Deinem Schüler an! Dann werd' ich bald das Letzte überwunden haben — um einen Theil bin ich schon sicherlich vergeistigt."

„So, bist schon um einen Theil vergeistigt?" fiel der Klaus von der Flüe ein. „Bist etwan auch schon einen guten Theil heilig und hörst Deinen Namen schon, wie sie ihn zu München lobpreisen? Nun sieh zu, wie's Dir er-

geht, weil Dich der Hochmuth so fast sticht! Ja, ich nehm' Dich zum Schüler an. Also folg' meinem Befehl!"

Zugleich schlug er auf den Stein vor dem Sprechthürlein. Da lag alsbald eine Krume Brodes.

„Da iß," sagte er, „und wann Du wieder eine Krume willst, komm nur her!"

Drauf machte der Klaus das Fensterlein zu.

Der Ulrich aber rief hinein: „Ich ess', weil Du es befiehlst. Vor drei Tagen hörst Du Nichts mehr von mir!"

Damit nahm er die Krume Brodes, schritt ganz schwank im Wald hin und wieder und besann sich lange, bis er sich an die Krume wagte.

Als er sie aber gegessen, ward ihm ganz sonderlich um die Magengegend herum. Da kämpfte er aus allen Kräften der Seele.

Doch er mochte thun was er wollte, der Hunger war durch das Krümlein wunderwürdig erweckt worden, und ein Zweites zu gewinnen, bedünkte Jenem immer schöner und schöner.

Eh' zwei Stunden verstrichen, stand der Ulrich wieder an der Fensterlücke, klopfte und sagte: „Du!"

Machte der Klaus auf und sagte: „Was willst Du?"

Antwortete der Ulrich: „Ich begreif's nicht, aber mich lüstert's noch nach einer Krume."

Sagte der Klaus: „Für eine Krume schlag' ich nicht auf den Stein zweimal. Versuch's mit Etlichen mehr!"

Dazu that er, wie früher. Da lag alsbald ein hübsches, rundes Brödlein.

„Das iß, ich befehl's Dir!" fuhr der Klaus fort, „und so Du ein weiteres Brödlein willst, komm!"

Drauf schloß er das Fensterlein.

„Was fällt Dir denn bei?" rief der Ulrich herein. „Daran eß ich sieben Tage!"

Nahm dann das Brödlein und kehrte sich wieder dem Wald zu.

Es ging ihm aber mit dem Brödlein, wie vorher mit der Krume, so daß er in einer Stunde schon wieder vor dem Fensterlein stand, da dann der Klaus ganz willig aufthat, aber sagte: „Um ein Brödlein schlag ich nicht zum Zweitenmal auf den Stein. Versuch's mit zweien und zweimal so großen. Iß, ich befehl's Dir — und so Du weitere zwei willst, komm!"

Drauf schlug er das Fensterlein wieder zu.

Item, dieselbige Angelegenheit und das Brod aus dem Steinschlagen wuchs immer in's Mehr und Größere, bis es zuletzt so Viel ward, daß der Klaus nicht mehr schlagen durfte, weil das Brod Alles in der Fensterlücke nimmer Raum gehabt hätte.

Wie's nun an Dem war, warf der Klaus das Fensterlein zu, öffnete die Thüre seiner Einsiedelei, trat in hoher, ehrwürdiger Gestalt heraus, sah den Ulrich mit zermalmenden Blicken an und sagte:

„Hab' ich Dir's nun bewiesen, und bist Du nun belehrt, ob der Himmel Dich auf denselben Wegen führen wolle, wie mich, da Du einher kamst in Hochmuth und Sucht nach glanzvoller Heiligkeit, um bei mir Hunger-

leiden zu lernen — und mittlerweil zeigt sich die größte Unersättlichkeit, und ich soll Dich speisen! Nieder da, befehl' ich Dir, auf die Kniee und bitte Gott um Vergebung für Deine Thorheit und Deine Eitelkeit! Laß Dir's zum Letztenmal gesagt sein! Wüßt' ich Nichts, denn Hunger zu leiden, stünd' ich auf schwachen Beinen mit meinem Hunger nach Frömmigkeit! Die Tugend besteht aber nicht in äußerster Entbehrung allein, sondern in der Treue für alle Pflichten und im besten Gebrauch der Gaben Gottes zum Nutzen der Welt. Wo Du also Dein irdisches, größeres Gut hinter Dir lassen und Dich in die Einsamkeit zurückziehen willst, nutz' den Sinn, der Dir auch gegeben ist, wie alles Andere, und ob Du gleich im Lärmen der Welt auch gut sein könntest, eh' noch besser und verdienstlicher, so magst Du dennoch ein Einsiedler werden. Was Dir da der Wald bietet, das nimm an, und was Dir Andere schenken, das nimm Du auch an. Das ist Pflicht Deiner Selbsterhaltung und Demuth. Und was Du Dir vom Munde absparst und Andern giebst, die noch weniger haben, das ist im Grund auch Pflicht; Gott läßt's aber für ein Verdienst gelten. Was Dich nun hier betroffen hat in Unersättlichkeit, das sei Dir in anderer Weise ein Vorbild. Das ist so. Sei Du immerhin unersättlich! Aber nicht im Irdischen, sondern im Himmlischen — damit mein' ich die Liebe zu Gott. Wie Du da bei mir von einer Krume Brodes so weit kamst, daß Dein Verlangen nimmer gestillt werden konnte, also kommst Du von den Brosamen freudiger Erkenntniß auch weiter und

weiter — und von Sehnsucht zu Sehnsucht, und Gott legt stets zwiefach größere Erfüllung in Deine Seele und zuletzt unglaublich viel Trost und Freude. Denn Dein Herz ist zwar die Fensterlucke, durch welche die Seele zu Gott schaut. Aber hat in dieser meiner Fensterlucke nur wenig Brod Raum — mit der des Herzens ist's anders beschaffen und die nimmt unermeßlich Viel in sich auf!"

Als der Klaus Das gesprochen hatte, erhob er die Hand und gab dem Ulrich von München seinen Segen.

Dann schritt er in seine Waldhütte und Einsiedelei zurück.

Der Ulrich kniete noch einige Zeit da, mittlerweile das irdische Gelüste in ihm ab- und zuletzt ganz nachließ.

Drauf erhob er sich und sein Herz war aller thörichten Sucht nach Ruhm entleert.

Er wandte sich dem Wald zu, suchte sich einen schönen Ort aus, wo ein lauterer Bergquell über grüne, duftige Matten dahin sprudelte, in dieser Gegend baute er sich eine Hütte von Holz, Moos und Schilf, da lebte er denn von Wurzeln, Kräutern, Heidelbeeren und Haselnüssen — und gab ihm eine milde Hand Etwas, hielt er's, wie der Klaus ihm gerathen und geboten hatte.

So wirkte er da für sich und manchen Andern viel Gutes, und wenn mit der Zeit Einer oder der Andere daherkam und sich anfragte, befolgte der Ulrich wieder des Klaus Beispiel und war bei bestem Herzen auch nicht viel

länger und glätter in Wort und Rath — aber gut meinte er's.

Er mußte ja nicht von München gewesen sein!

Also lebte der Ulrich fort und fort, kam zu Zeiten zum Klaus von der Flüe und da war er dann unter Denen, welche ein halbes Stündlein Gespräch zum Besten bekamen und bei deren Abschied der Klaus sein Sprechthürlein gemüthlicher schloß, als bei Frevlern und Hochmüthigen.

Ueber einige Zeit begab sich aber der Ulrich gen Rom auf die Pilgerfahrt, brachte gute Heiligthümer mit und mit denen kehrte er zum Klaus heim. Den traf er gerade am Verscheiden und tröstete ihn noch recht sehr mit seinen Glaubensschätzen.

Nach des Klaus von der Flüe Tod blieb der Ulrich nicht mehr in seiner Waldhütte, sondern begab sich über die Melch fort und nahm seinen Aufenthalt in einem hohlen Felsen, der hieß Maszli. Dort erbaute er auch eine Kapelle und richtete drei Altäre auf zu Ehren des Erzengels Michael, des heiligen Bartholomäus und der St. Anna.

Also lebte der Ulrich allein fort in seinem Felsen und das ganz fromm, beschaulich und zum Trost der Umgegend, bis einmal wieder der Frohnleichnamstag anrückte.

An dem Tag starb er recht gottselig.

In der Pfarrkirche zu Kerns begruben sie ihn.

Als Das zutraf, zählte man das Jahr 1491 nach unseres Herren Geburt.

Nun weiß Jeder, was sich mit dem Ulrich von München zugetragen hat und mit dem Niclas von der Flüe — Der soll an die zwanzig Jahre nichts Irdisches zu sich genommen haben.

Den Klaus von der Flüe wird sich so leicht Keiner zum Beispiel nehmen — und von München wird auch kaum Einer ausziehen gen die Schweiz, um es nur dem Ulricus gleich zu thun.

Wenn er aber auch nicht auszieht, sondern dableibt, im Uebrigen aber nur halb so tapfer aushält, als wie der Ulrich — hat's auch schon gute Wege.

Vom Bischof Tulpeck.

1.

Viel wunderbare Sage und Kunde klingt von uralten Zeiten herauf. Die ist oft schier unglaublich, aber dennoch im Innersten wahr und voll des tiefsten Sinnes.

Im Glockenhaus der Liebfrauenkirche zu München ist ein gar schönes, erbauliches Steinbild.

Das stellt den Bischof Johannes Tulpeck vor, der zu Zeiten des starken Herzogs Christoph lebt' und wirkte und dabei war, als man den Grundstein zum besagten Gottesgebäu legte. Drauf lebte er noch mehr' Jahre zu Freising, in letzten Jahren entsagte er in Demuth seiner bischöflichen Würde, begab sich zu uns gen München, und als er seiner Zeit in Gott von hienieden aus und in's Himmelreich einzog, ward sein Irdisches begraben, wo Ihr nun sein Denkzeichen seht.

Da liegt er in Mitte des Glockenhauses unten in seiner und der Seinen Gruft.

Ihm zur Seite liegen, heißt es, sein guter Vater und seine fromme Mutter, etwan zwei Brüder — die waren in Lebzeiten tüchtige Werkmeister, wie früher der Vater gewesen war — seine Schwester aber war eine Nonne und schlummert im Kloster auf dem Anger.

Also ruhen Die sämmtlich in Gott, schon an die vierhundert Jahre. Das ist eine lange Zeit. Aber die Kunde hält länger, als die Zeit, in der was geschehen.

Item. Als der ruhmreich fromme Bischof noch am Leben war, sich aber hie zu München hielt, kam einst ein Fest zu Stande, da sollte ein Rittergestech stattfinden, und freute sich Hoch und Nieder auf dasselbe.

Da sich aber die Sach' und Angelegenheit verwahrheitete und sich Alles schon regt' und rührte, hatte der Tulpeck, heißt es, einen Traum.

Das war so.

Er sollte von der Kirche gehen — und der Erste, den er träfe, den sollte er nimmer aus den Augen lassen!

Das ließ sich der Tulpeck nicht zweimal träumen, er erhob sich früh Morgens, und als er nach der Messe aus der Kirche trat, ritt ein Gewappneter vorbei.

Der nahm seinen Weg gegen den Marktplatz, wo das Gestech abgehalten ward.

Da hielt ihn der Tulpeck an und fragte: „Herr Ritter, wer seid Ihr?"

Sagte der Ritter: „Was frommt es Euch, Das zu wissen? Ich hab' mit Euch nichts zu schaffen."

„Aber ich hab' etwan mit Euch zu schaffen," sagte der Tulpeck.

Drauf lachte der Andere und sprach: „Also wohl, wenn's Euch so fast um mich zu thun ist, mögt Ihr's erfahren. Ich bin Jörg von Laimingen, so aller Orte den Sieg davon tragt, anders der Herzog Christoph nicht

mitthut. Also reit' ich zum Gestech und flecht' mir ein neues Sträußlein in den Ruhmeskranz. Ihr aber geht hin, wohin Ihr wollt, und so Ihr die Vesper betet, sitz' ich in Freuden beim Gelage und trink' auf Euere Andacht."

Auf Dieß sagte der Tulpeck: „Ihr seid schon der Wahre! Da seh' ich wohl, weßhalb mir von Euch träumte. Ich fordere Euch auf, Euere Seele zu reinigen, eh' Ihr zum Kampf einreitet. Denn es kann Zweierlei zutreffen. Ihr reitet in den Sieg und geht dann zum Gelage. Oder Ihr reitet in den Tod sonder Buß'. Da werdet Ihr den Würmern zu Theil und Euere Seele fährt in's Verderben!"

Als der Tulpeck Das sagte, lachte der Laiminger wieder und entgegnete: „Da hat's gute Wege. Halt Deine Weisheit fest und für Dich, frummes Pfäfflein, und reiz altes Geweibs und Rangen, nit aber mich! Und käm' der Teufel daher geritten, ich fürchtete ihn nimmer!"

Drauf gab er seinem Roß den Sporen und rauschte weiter.

Der Tulpeck aber folgte ihm und ließ ihn nimmer aus den Augen. Der Laiminger sah Das auch gar wohl.

Wie nun das Gestech begann, war der Laiminger unter den Ersten, warf Jeden aus dem Sattel, der sich ihm entgegenstellte, so daß zuletzt nur noch Etliche da waren, und Die verweigerten ihm den Kampf.

Als Die nicht kämpfen wollteu, ritt der Laiminger die Schranken entlang, befahl, aufzublasen, und ließ dann verkünden: Da sei der Laiminger, mit Dem wage Keiner mehr zu rennen, Alle, wie sie da gewappnet stünden oder zu Roß

säßen. Wo sich nun ein Anderer noch entschließen wolle, der sollte sich rüsten und beritten machen, auf daß es ihm dann gleichfalls ergeh', wie es den Ersten ergangen sei!

Auf diese Verkündung zeigte sich Keiner.

Die Zeit verstrich, und der Laiminger wollte im Sieg davonsprengen und seinen Preis in Empfang nehmen.

Mit Einemmal hielt er ein.

Denn ein Gemurmel lief durch die Menge, und vom schönen Thurm, die Kaufringergasse abwärts, sah man einen kohlschwarz gerüsteten Ritter auf einem schwarzen Roß dahersprengen.

Der kam an die Schranken, hatte ein uraltes Zeichen im Schild, und da er gefragt ward, wer er sei, sagte er: „Mächtig und fürnehm genug bin ich. Laßt mich ein. Und bin ich mit dem Kampf zu Ende, will ich wohl bewähren, daß mir der Laiminger unterthan ist."

Da ließ man ihn in die Schranken.

Er aber rief dem Laiminger zu: „Hie ist dein Widerpart! Fall' ich, bin ich dein eigen und sollst mir das Leben nehmen, so's Dir beliebt. Fallst aber Du, so ist das Deine mein eigen."

Und ritt an das Ende der Bahn. Da wandte er sich und stellte sich zum Kampf an.

Dem Laiminger aber ward bei der Sache nicht am Besten zu Muth, und es graute ihm allgemach wunderbar vor dem schwarzen Recken. Stets mehr kam ihm des Tulpeck Warnung zu Sinn, nächst auch sein eigenes Frevel-

wort — drüber kam er ganz ausser Fassung, so daß er kein Anzeichen gab, den Streit zu beginnen.

„Was habt Ihr denn?" rief der Schwarze höhnend. „Ihr Uebermüthiger, wollt Ihr erst ausblasen lassen in alle Welt und verkünden, Ihr stündet Jedem — nun Einer da ist, möchtet Ihr gaffen und bereuen!"

Auf diese höhnischen Worte entstand wieder ein wirres Gemurmel unterm Volk.

Selb kränkte den Laiminger das Wenige nicht und antwortete er dem Schwarzen: „Sei Du, wer Du willst, ich will mit Dir kämpfen und wär' ich auch des Todes! Weil's mich aber bedünkt, es sei mein Leib nicht allein, der in Gefahr kommen möchte, sondern auch meine Seel', die nicht wohl in Bereitschaft ist, so mag ich eines Pfäffleins Mahnung und Wort erfüllen, das ich vorerst verachtet und verspottet hab'. Denn ich will in Gott streiten und nicht in Teufelsmächten!"

Drauf ritt er an die Schranken, wo der Tulpeck stand.

Vor dem stieg er vom Roß, sagte, er bereue alle seine Schuld und Frevelworte und bat ihn, an seine Reue zu glauben, auch den Segen zu geben, daß er getrost in den Streit reiten könne.

Sagte der Tulpeck: „Wie kann ich Euch vergeben und Euch segnen, der Ihr kein genaues Bekenntniß ablegt, daran Euch nichts hindert?"

„Dazu hab' ich keine Zeit," sprach der Laiminger, „also helf', was helfen mag!"

Damit stieg er wieder auf sein Roß und ritt auf seinen Merkort zurück.

Da hielt er an und rief dem Schwarzen zu: „Ich bin bereit, mit Dir zu rennen. Du aber sag' mir, wer Du bist und ob Du mit böser Macht zu thun hast?!"

Drauf lachte der Andere und antwortete: „Was graut Dir da vor den Sinnen! Ich hab' mit trefflich guter Macht zu thun. Mit Dir!" Versetzte der Laiminger: „Nicht so! Ich frag' Dich, ob Du mit dem Teufel im Bund bist?!" „Nein!" rief der Andere. „Was soll Dein Fragen? Ich bin im Guten, so wahr ich ein ehrlicher Ritter bin und nie ein Lügenwort gesprochen!"

Drauf legte der Laiminger seinen gewaltigen Speer ein.

Der Schwarze that deßgleichen.

Der Tulpeck aber stemmte die linke Hand auf das Schrankengebälk, die Rechte erhob er und rief: „Halt ein und laß mich fragen, Laiminger!"

Als der Schwarze des Tulpeck Hand erblickte und seine Worte vernahm, riß er sein Roß empor, daß es wild wieherte und schäumte, er aber ließ prahlend ergehen: „Was kümmert Dich mannhafter Herren Streit?! Leg zu, Laiminger, ich — oder Du!"

Da raffte sich Der in seiner Sinne Verwirrung auf — der Tulpeck aber donnerte dem Schwarzen zu: „Ich, des Herren, des Allmächtigen Diener, frag' Dich: Bist Du der Geist der Lüge — oder bist Du in Gott und in der Wahrheit?!"

„In der Wahrheit!“ rief Jener höhnend und sprengte auf den Laiminger zu, und Der auf ihn.

Der Tulpeck aber riß das Kreuzeszeichen von seinem Hals, erhob's gegen den schwarzen Ritter und rief: „Du lügst in Deine verfluchte Seele hinein — Du bist der Geist der Hölle — weich' — ich befehl's Dir in Gottes Namen!“

Eh' er die letzten Worte gesprochen, war der Schwarze in Sturmeseile dahergeflogen, den Laiminger zu treffen. Aber da er an ihm war, ertönte des Tulpeck heiliges Bannwort. Da entsank dem Schwarzen der Speer — des Laiminger Speer traf ihn, daß Reiter und gebäumtes Roß zusammenbrachen. Des Laiminger Roß aber bäumte sich im selben Augenblicke gleichfalls hoch auf, schlug über — und Reiter und Roß stürzten gleichfalls zu Boden.

Die sah Jeder.

Vom schwarzen Ritter, seinem Roß und dem Speer war hingegen Nichts mehr zu sehen.

Es war, als ob sie von der Erde verschlungen worden seien.

Da lag, heißt es, tiefes Schweigen weitaus über dem Volk, über Fürsten und Herren, und schlug Alles an die Brust.

Nächst brach Alles in lauten Dank zu Gott aus.

Als aber der Laiminger erhoben ward und wieder seine Besinnung gewann, sagte er: „Als der Andere daherflog, war mir, als führ er daher auf wirbelnden Flammen und schwarzem Qualm und Rauch — und in ganz anderer Gestalt, denn er uns Allen zuerst erschien!“

Da zeigte sich, daß des Laiminger Leib und Seele wunderbar gerettet worden sei.

Das schrieb sich der Laiminger hinter's Ohr.

Er that in Kurzem gute Buße und änderte sich in gar vielen Dingen — und so er in späterer Zeit an einer Kirche vorbeiritt, fiel's ihm weiters nimmer ein, Gottes Geschick und Priester zu verspotten. Also nahm er in kommenden Jahren noch ein christliches Ende und schied in Gott, mittlerweil er dazumal in des Teufels Gewalt verstorben wäre.

Draus nehm' sich Jeder das Beste.

2.

Nun erzähl' ich Euch noch Etwas vom Tulpeck.

Einstmals trieb's den Tulpeck wieder fort.

Da kam er erst über den Marktplatz, dann in's Thal — weiters trieb's ihn gegen die Isar zu.

Da war linker Hand ein Garten, wie heut zu Tage, der grüne Baum.

In dem Garten war viel Volkes, das trank und lärmte — in Mitte aber ging es am Lautesten her und schlug ein über's andere Mal ein spöttisches Gelächter auf.

Dachte sich der Tulpeck: Das behagt Dir am Besten nicht. Schaust aber dennoch zu, was es da giebt.

Item, wie der Tulpeck dahinschritt, und ihm Platz gemacht wurde, sah er einen Landsknecht, des Namens der lange Franz, den kannte Jeder — und ihm gegenüber einen Andern, der sah auch in der Weise aus, hatte hoch-

rothe Hosen an, dazu ein rabenschwarzes Kolett, und von seinem Traltschhut stach eine Hahnenfeder in die Luft.

Als der Tulpeck Den mit seiner Hahnenfeder sah, ward ihm ein geheimes Bangen und Grauen rege, und als er sah, was da geschah, noch größeres — denn die Zwo würfelten in größtem Eifer. Der Landsknecht hatte nahezu Alles verloren. Was er noch hatte, verlor er allgemach deßgleichen, und so oft er einen unglücklichen Wurf that, lachten Alle ringsum. Das schor den Landsknecht nicht, also daß er abgelassen hätte, vielmehr schwor und schmähte er jeden Augenblick heftiger und verspielte zuletzt sein Schwert, seinen Dolch, sein Barett und gar seine Handschuhe.

Wie nun der lange Franz gar nichts mehr hatte und in Groll und Verzweiflung da saß, sagte der Andere höhnend: „Du thust mir leid, und ich will Dich nicht arm machen, denn ich bedarf Deines Geldes und alles Anderen nicht. Du bist wohl ganz ausgeplündert. Hast aber doch noch Eines! Da laß uns guten Scherz üben. Weißt, was Das ist? Deine Seele! Hei da! Ich setz' die meine — und Du setzest die Deine! Gewinnst Du, sei Deine ganze Habe wieder Dein und meine Seel' deßgleichen. Verlierst Du, ist Deine Habe auch wieder Dein — aber Deine Seel' gehört dem Teufel. Wer weiß, ob er sie will — es ist nur, daß wir ein Spiel haben!"

Wie Das der Tulpeck hörte, gerieth er in größten Schrecken und schleuderte ein donnerndes Wort dazwischen. Er ward aber vom Einen und Anderen abgewiesen, und als

sich Die ringsum in's Mittel legten, half es auch Nichts, denn der lange Landsknecht war ganz toll und besessen, drängte Alles von sich hinweg und rief: „Es gilt!"

Drauf griff er zum Würfelbecher, warf — und warf siebenzehn Augen.

Der Andere aber griff auch zum Becher, warf — und warf achtzehn Augen.

Da schob Der mit der rothen Hose und der Hahnenfeder dem Landsknecht Alles zuerst Gewonnene zu und sagte: „Da hast Du Deine Sach' und Waar' wieder. Laß Dir vor der Hand keinen Gram in und um die Seel' erwachsen. Da hat's noch gute Weil — und wenn Du stirbst, geht's, wie's will! Lustig gelebt, fröhlich gestorben!"

Als Der so sprach, schob der Landsknecht, so plötzlich ganz zerknirscht war, Alles von sich und sagte: „Helf' mir Gott — ich nehm' Das nimmer. Nehm's, wer da wolle!"

Sagte der Andere: „Das ist mir gleich. Ich nehm's auch nicht. Wo's aber ein Anderer nimmt, und ich gewinn's wieder von ihm, mag ich's wohl behalten. He da, wer greift zu und wer hat einen Sinn zum Würfeln?"

Wie nun Alle rings in Schrecken standen, Keiner sich hervorthat und Jeder vielmehr von hinnen wollte — trat der Tulpeck hin und sagte zum selbigen Gesellen mit der Hahnenfeder, der seines Weges auch von dannen wollte: „Halt ein — ich wag's und ich nehm des Landsknechts Habe zum Spiel mit Dir! Also will ich es erst im Recht wieder zu seinem Eigenthum machen. Wo aber Das geschehen ist, will ich seine Seele wieder gewinnen!"

Da der Tulpeck Solches sprach, lachte der Andere und sagte: „Ja mein, Ihr frummer Herr, da kommt Ihr nit zu Recht. Denn ich spiel' um alles Das mit Euch, aber nimmer um die Seele dieses Gesellens da."

Sagte der Tulpeck: „Das wird sich schon zeigen und ausweisen. Also Das setz' ich alles auf den ersten Wurf, was da liegt. Was setzt Ihr dagegen?"

Drauf griff Jener in den Seckel, zählte nicht lange, warf eine Hand voll Silber hin und sagte: „'s gilt!"

„Sicher gilt's!" sagte der Tulpeck und warf. Da warf er siebenzehn Augen.

Dann warf der Andere — und warf sechzehn.

Hätt' wohl achtzehn werfen können, so er gewollt — aber er wollte den Tulpeck reizen und necken und ihm etwan zuletzt auch all Mögliches abgewinnen.

„Also wohl," sagte er: „Frommer Herr, Ihr scheint mir überlegen! Des Landsknechtes ist, was er verloren hat! Nun ist Das aber keine Spielerweis, gewinnen auf einen Wurf — und dann von hinnen geh'n. Was setzt Ihr denn nun, vom Eurigen?"

„Vom Meinigen?" sagte der Tulpeck. „Da werd' ich mich wohl hüten. Ich spiel' mit Dem, was selb dem leichtsinnigen Gesellen noch blieb und Ihr spielt um das Gleiche. Das befehl' ich Euch."

Da lachte der Andere und sagte: „Da hab' ich leicht gehorchen. 's gilt! Denn der Gesell hat nichts mehr, denn sein armselig irdisches Leben — und ich das meine. Mit Dem ist's aber sonderlich beschaffen."

Antwortete der Tulpeck: „Ich weiß wohl, daß Euch sein irdisches Leben wohl anstünd', so Ihr gewönnet, weil die Seel' desto schneller in des Teufels Gewalt käme, und weiß wohl, daß ihm Euer Leben nichts nutzt und frommt. Ich spiel aber nicht um sein irdisches Leben mit Euch, sondern um sein ewiges!

„Du Thor," rief der Andere, „weißt Du denn nicht, daß die Seele schon mein ist. Was hat er denn noch zu setzen, daß ich das Meine dagegen zu setzen vermöchte? Nichts, Du keckes Pfäfflein, Du!"

„Quod non!" sagte der Tulpeck. „Er hat gar wohl noch Etwas — und zwar Dreierlei! Das ist mehr werth, denn all Deine Macht. Das setz' Du ein, wie Du gesagt! Das ist aber die Reue des Gefallenen — die Erbarmniß — und die Verzeihung des Allmächtigen!"

Drauf griff er zum Becher und warf zwei Augen und einen Blassen.

Der Andere aber griff auch zum Becher, schüttelte ihn wild und höhnte: „Dem wird nicht verziehen!"

Und warf — und warf drei Blasse.

Auf die starrte er hin, schrie vor Schrecken laut auf — dann verschwand er mit einem Male.

Nun kann sich Jeder denken, wie da Allen und dem Landsknecht, dem langen Franz zu Muth war, und wie Der Gott dankte, als er wieder seiner Sinne mächtig war.

Der Tulpeck aber dankte Gott auch für den Sieg über die Gewalt der Hölle.

Nächst wandte er sich zum Landsknecht und sagte: „Was nun, langer Franz? Und wie ist Dir? Ich sag' Dir so viel: Geh in Dich und laß von Allem Frevelspiel ab! Der Teufel geht in aller Gestalt durch die Welt — der Tulpeck aber ist nicht stets in der Näh', daß er Dich vom Verderben rette!"

Vom St. Benno.

Nun erzähl' ich Euch ein Anderes.

Das trifft auch in die Liebfrauenkirche zu München.

In der Kirche wird Jedwedem überaus wohl zu Muth, denn es knüpft sich so viel Frommes und Schönes daran aus alten Zeiten, und ist das Gotteshaus so erhaben schlicht und licht, daß Einer schon ein recht verderbtes Herz haben müßte, wenn's ihn da gar nicht vom Weltlichen ab- und hinwieder froh an's Himmlische mahnte.

Wenn nun Einer so frohen Herzens und mit frommem Gemüthe entlang wandelt zur Linken vom Glockenhaus, gegen den Chor zu, da kommt er an ein eisernes Gitter und an einen Altar dahinter.

Auf demselben Altare befinden sich die Gebeine des hl. Benno.

Nun möcht' ich wohl nicht glauben, daß Ihr des Landesschutz-Patrons Geschicht' und Legende nicht kenntet und die meisten wunderbaren Sagen, die von ihm gehen. Ich sag' nur so.

Er war an Gestalt schier klein. Aber der Geist Gottes war so viel größer und gewaltiger in ihm — und in all Dem, was Wunderwürdiges von ihm verlautet, ist zweierlei Großes zu finden.

Das Wunder für sich — nächst aber auch, daß sich des Christenthums Macht und Gloria überhaupts darin abspiegelt.

Man muß da nur Alles recht erfassen und das Rechte finden wollen.

Item. Einer Zeit lagen der hl. Vater und der Kaiser Heinrich miteinander in Zwiespalt. Da war der Benno Seinerseits gegen den Kaiser, denn so viel ihn bedünkte, war der Letztere gänzlich im Unrecht. Als nun eine Synod angesetzt ward, begab sich der Benno auch zur selben, verließ demnach die Stadt Meißen im Sächsischen, daselbst er Bischof war — eh' er aber von Meißen wegzog, nahm er die Schlüssel seiner Domkirche und warf sie in die Elbe.

Das that er aber deßhalb, damit sich Keiner in die Kirche dränge, der auf des Kaisers Seite stand und etwan excommunicirt wäre.

Der Kaiser und der Markgraf von Meißen waren es aber.

Das erfuhr der Kaiser alsbald.

Er gerieth darüber in großen Zorn, und als der Benno seiner Zeit von der Synode zurückkam, ließ der Kaiser ohneweiters Hand an ihn legen und ihn in einen Kerker werfen.

Der Markgraf aber soll gespottet und gesagt haben: „Hätte der Benno seine Schlüssel nicht in's Wasser geworfen, sondern wär' er in Besitz derselben, so könnt's nun etwan sein, daß er das Schloß seines Kerkers öffnete und sodann die Flucht ergriffe. Denn die Schlüssel der Kirche

öffnen ja Alles oder verschließen es, wie sie selbst auch Alles bindet oder löst!"

Nun weiß sicher ein Jeder, was der Markgraf mit Dem meinte, und erzeigte sich Derselbe ganz boshaft.

Der Benno aber soll gesagt haben: „Ich leide da in meinem Kerker gerne und ich trag' mit Ergebung, was Gott über mich verhängt. Wollt' ich hinaus und in's Freie — möcht's mir auf ein Wort und Gebet hin nicht schwer sein. Denn mich bedünkt, die jetzige Prüfung ist ohnedieß und weitaus die geringste, und es wird mir Gott noch viel schwerere auflegen. Die will ich freudig tragen, ihm zu Lieb', wie nun diese. Es bedarf aber meiner Bitte für jetzt um so weniger, als es so lange nicht mehr währen wird — da ändert sich des Kaisers Sinn von selbst, also daß ich wieder meine Freiheit gewinne."

Das traf auch in Kurzem zu. Denn der Kaiser ging des Benno wegen in sich, ließ ihn aus dem Kerker, und alles Volk zu Meißen war darüber hoch erfreut.

Wie nun der Benno wieder seiner Haft ledig war und in seine bischöfliche Pfalz heimkehrte, kam ihm der Markgraf zu Roß entgegen und sagte: „Nun bist Du wohl thöricht gewesen! Denn Du hast es so weit gebracht, daß Du in Deine eigene Kirche nimmer hineinkannst. Was hast Du die Schlüssel in's Wasser geworfen! Wer ist denn nun der Genarrte von uns Zweien? Ich konnte nicht in die Kirche hinein — nun aber ergeht's Dir nicht besser, denn Allen, o Du ausgeschlossen hast!"

Drauf sagte der Benno, indem er sich auf seinen

schlichten Krummstab stützte: „So meinst Du? Da bist Du nicht wohl berathen! Hab' ich die Schlüssel nicht gehabt, damit sie meinen Kerker aufschlossen, wie Du gespottet hast — und bin doch frei geworden — also wird sich's wohl auch fügen, daß sich die Kirchthüren aufthun, obschon die Schlüssel, deren ich mich bedienen will, im Wasser vergraben liegen."

Sagte der Markgraf: „Die müßtest Du nur heraufholen! Und ob Du Dich dabei in die Fluth stürztest und statt des Findens ertränkst, wär' mir so Viel nicht leid um Dich und Alle, so zu Dir halten!"

Dazu lachte der Markgraf und ritt seines Weges weiter.

Der Benno aber zog in seine Pfalz ein, und weil er aller Tage den Armen mittheilte, wollt' er's an dem Tag sogleich wieder thun, wie alle Zeit vorher.

Es war aber Fasttag.

Also gebot er seinem Koch, er solle einen großen Fisch kaufen. Den sollt' er dann zurecht richten und an die Armen vertheilen.

Als nun der Koch denselben großen Fisch gekauft hatte und ihn zerlegte, gerieth er in größtes Staunen, eilte zum Benno und sagte: „Ei sieh, was Wunder sich in meiner Hand zugetragen hat! Ich war da über dem Fisch, daß ich ihn zurichte, und wie ich ihn öffnete — fand ich zwei Schlüssel in seinem Leib."

Da sagte der hl. Benno: „Das sind die Schlüssel zu

meinem Dom. Die hat mir der Himmel wieder zurückgestellt!"

Schritt auch bald hinaus und ging auf sein Kirche zu.

Wie er da in die Nähe kam, kam der Markgraf wieder geritten und fragte: „Wohin, Herr Bischof? Meint Ihr, die Thür' an der Kirche schlösse sich selber auf? Des Kaisers Wille hat sich etwan durch Zufall geändert, so daß Ihr sonder Schlüssel aus dem Kerker gelangtet. Dahinein aber kommt Ihr nicht. Denn das Wasser ist gar tief — und Euch zu Lieb' macht Gott die Thüren nicht auf!"

Drauf zog der Benno selb seine Schlüssel heraus und entgegnete: „Da magst Du wohl wahr sprechen, Du boshafter Mann. Meinetwegen geschieht etwan das Wunder minder, denn ich könnte neue Schlüssel machen lassen. Deinetwegen aber hat sich Wundersames ergeben! Wisse, es sind die Schlüssel wieder an den Tag gekommen aus eines Fisches Bauch, damit du beschämt und vielleicht gebessert würdest!"

Drauf ging er an die Kirchenthüre und sperrte auf, wandte sich aber noch einmal zum Markgrafen, der voll Staunens auf seinem Roß saß und der Alles schier für einen Traum hielt. Zu dem Markgrafen wandte er sich und sprach: „Also hast Du erkannt, daß Dein Spott für Nichts war, und Deine Bosheit unerwartete Früchte trägt. Sei Du gewiß, daß ich meiner Sache so sicher bin, wie Du der Deinen unsicher. Und hättest Du diese Schlüssel

zerschmolzen und zerschlagen und zerstückt, zerstäubt und in die Lüfte gestreut — deßhalb wär' etwan doch mein Koch gekommen und hätte sie mir ganz und unversehrt aus desselben Fisches Leib gebracht!"

Drauf ließ er den Markgrafen in seinem Staunen und ging mit viel Gläubigen in die Kirche.

Da sieht nun Jeder, was wunderbar und doch so hell und deutlich sich Alles zutrug, und erkennt dabei wohl, was weiter Großes sich zugleich im Wunder wiederspiegelt. Sieh, Das ist aber nichts Anderes, denn Dieß.

Der Benno meinte: Es möchte die ärgste Bosheit und das Unseligste über die Kirche Christi kommen, und alle Bösen glauben: Nun sei alle Gewalt gebrochen und versunken. Es wäre aber doch nicht so, wie die Spötter sich glauben machen wollten und Andere damit — nämlich, daß der Himmel keine Fügung mehr wisse. Vielmehr, meinte der Benno, wisse der Himmel gar wohl eine, nur so, daß er dabei seine Zeit ersehe — und wenn die Schlüssel in den Abgrund des Meeres geworfen würden, deßhalb wären sie doch nicht verloren und kämen wieder an's Tageslicht.

Im Ganzen aber erkennt Jeder des Benno große Kraft im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung zu Gott.

Mit den Dreien im Einvernehmen betrug er sich auch gegen die Menschen, und trafen die Drei immer zugleich ein.

Das sollt Ihr in Einigem erkennen.

Einstmals stand der hl. Benno in seiner bischöflichen Pfalz zu Meißen am Fenster.

Da sah er einen Grafen einherschreiten, den er wohl kannte, und der in seiner irdischen Leidenschaft viel Böses verübt, auch manchem Menschen seine Herzensruhe geraubt hatte. Das ahnte aber Niemand, als der Benno. Denn es war ihm ein gar tiefer Blick in die Herzen der Menschen gegeben, wo noch lange Keiner eine Schuld erkannte, wußte er schon längst Bescheid, und er merkte gar wohl, daß der Graf innerlich voll Reue und Verzweiflung sei.

Also ging derselbe Graf einher, blieb dann über eine Weile stehen, als falle ihm was bei, das er thun möchte, und sandte auch einen Blick zum Benno hinauf. Als er ihn aber sah, ward er roth im Angesicht, wandte sich wieder ab und ging seiner Wege weiter.

Drauf schritt er fürder und fürder.

Da sah ihn der Benno im Geist an die Kirche und in dieselbe treten. Drin wollte der Graf niederknien und beten, wie Andere, die fromm umherknieten und auch beteten.

Es litt aber den Grafen nicht in der Kirche — so daß er wieder hinausschritt und sich in nagendem Vorwurf heimwärts begab.

Als ihn da die Leute aus der Kirche kommen und weiters entlang schreiten sahen, grüßten ihn Viele ganz freundlich ehrerbietig, weil sie meinten, er sei ein frommer Herr.

Mittlerweil war er sich eines ganz Anderen bewußt, und Das kränkte ihn noch mehr, so daß er's kaum mehr ertragen konnte, für gut zu gelten, da er so viel Last auf der Seele trage.

Das wußte der Benno Alles sehr wohl und dachte: Er wird etwan doch bald kommen und mir seine Schuld bekennen, damit ihm leichter zu Muth werde.

Ueber Das verstrichen mehre Tage, und sah der Benno denselben Grafen mehrmals vorübergehen, dann still stehen, — und wieder fortschreiten, sobald er Seiner, des Benno, ansichtig ward.

Als nun wieder etliche Tage verflossen waren, der Benno an seinem schlichten Krummstab eines Abends von der Kirche in seine Pfalz heimkehrte und nah' bei der Thüre war, sah er den Grafen unweit daherkommen.

Da blieb er stehen und winkte ihm.

Der Graf kam auch alsbald zu ihm her und sagte: „Was willst Du von mir, Vater?"

Sagte der Benno: „Was ich von Dir will, weiß ich gar wohl, und was Du von mir willst, weiß ich nicht minder. So Du mich aber Vater nennst, ist's mit Deiner Kenntniß so weit nicht her! Denn Du scheinst minder zu wissen, daß dieselbige Hand, so züchtigen darf, auch trösten und gute Entschlüsse lohnen kann. Du Thor Du! Daß Gott Deine Schuld kennt, weißt Du — und Du selbst kennst sie nur zu wohl und weißt, daß Du Deiner Vorwürfe nicht ledig wirst, bis Du das Bekenntniß von

den Lippen gegeben hast! Aber der Du Gottes und Deines eigenen Herzens Wissenschaft gelten lässest und einsiehst, daß es so nimmer bestehen kann — Du schämst Dich, zu einem Priester und Mitmenschen zu kommen und ihm Deine Verzweiflung anzuvertrauen! Bist Du nun nicht schier ein so hochmüthiger Thor, als Du ein Schuldiger vor Gott bist, daß Du das Geringere nicht wagst, da Du das Größere längst zu Deiner Schande erträgst? So viel sag' ich Dir, und darüber denk' nach!"

Damit sah er ihn sehr vorwurfsvoll an. Dann ließ er ihn stehen und schritt seiner bischöflichen Pfalz zu.

Der Graf aber stand ganz beschämt und nahm sich vor, des Benno Wort zu befolgen.

Als nun der Benno eines Tags in der Sakristei war, ließ ihn der Graf bitten, er möcht' ihn hören.

Der Benno aber ließ ihm sagen, er solle nur kommen, aber noch einmal gut nachdenken, daß er Nichts vergesse. Dann begab er sich alsbald in einen Beichtstuhl.

Drauf kam der Graf, kniete in demselbigen Beichtstuhl nieder, begann zu sprechen und gestand da frischweg Alles, was ihm auf dem Herzen lag.

Das hörte der Benno an, und als er Alles erfahren, oder bestättigt fand, was er geahnt hatte, fragte er, wann denn der Herr Graf zum letzten Mal gebeichtet habe?

Da sagte der Graf: Ja, das sei schon über die zehn Jahre her! Dazu sei er so gekommen. Erst habe er in leichten Dingen gefehlt. Das hab' er für Nichts ange-

schlagen, nicht für nöthig gehalten, das Wenige zu bekennen und habe so weiter gelebt. Ueber Das habe er mehr verübt. Da sei er durch das und Jenes abgehalten worden, seine Seele rein zu waschen. Er sehe aber gar wohl ein, daß er jedes Hinderniß leicht hätte beseitigen können. Wieder weiters habe er stets öfter und größer gesündigt — „und zuletzt,“ sagte er „ist meiner Schuld so Viel geworden, daß ich mich gar nimmer hinaussah, und nimmer einem Priester zu nahen wagte, zumal ich gestehen müsse, zehn Jahre lang nimmer bekannt zu haben. Nun bin ich in die größte Verzweiflung gerathen, hab' aber stets weniger Muth bekommen — und hättest Du, Benno, mich nicht mit Deinem rauhen Wort ermuthigt, wär ich nun noch immer nicht da und trostlos und gewaltsamen Todes verstorben, denn es ist mir das ganze Leben zuwider geworden! Nun ich aber den Muth gewonnen hab' und vor Gott betheuern kann, daß mich all' meine viele Schuld wahrhaft reut, so will ich jede Buße tragen und hoffe, daß mir dann Gott eines Tages verzeihen werde und der Friede wieder in mein Herz einziehen dürfe.“

Als der Graf Das gesprochen hatte und sich also insoweit ganz trefflich und reuig anließ, sprach der Benno:

„Ich sag' Dir so. Ein jeder Mensch, welcher da immer Solches gehört hätte — ihm müßte das Herz bluten. So aber insonderheit mir, einem Mann Gottes, und erfaßt mich das Alles mächtig, obschon mir Deine Schuld längst im Geist vorging.“

„Aber es ist auch überaus traurig, einen Menschen zu

sehen, der da einherkommt, so viel Böses bekennen zu müssen! Mir schaudert nahe zu vor Dir und schäme mich schier für Dich!"

„Dennoch erfüllt heilige Freude dieß mein Herz."

„Denn es beweist sich wieder hell und deutlich, daß der Mensch keine Ruhe hat, bis seine Last vom Herzen ist, die ihn mit Gott in Zerwürfniß brachte, und daß es nicht vollauf genügt, das Unrecht vor Gott einzugestehen.

Denn Gott weiß ohnedieß Alles. Auch ist's nicht allein genug, sich Selbst im Stillen Besseres vorzunehmen. Denn damit ist keine Schuld gebüßt und keine freiwillige Demuth gepflogen. Merk also wohl. Es bleibt nur ein Drittes. Das ist: Der Mensch soll seinem Nebenmenschen gestehn, was er verübt und verbrochen hat — damit er sich absichtlich beschäme, seine Reue für wahr beweise und im Ganzen gerade bei Dem für hinfällig bekenne, der ihn für stärker im Guten gehalten hätte. So ist's. Der Nebenmensch ist aber am Besten der Priester, dem von Gott sonderliche Kraft und heiliges Recht verliehen ward, zu warnen und zu strafen — aber auch zu trösten und zu segnen!"

Auf Dieß schwieg der Benno eine Weile, dann fuhr er fort:

„Ich werde Dir verkünden, daß Du groß vor Gott gefehlt hast, und besonders, um wie Vieles mehr, als Du selbst meinst! Denn Du thust kein Uebles in der Welt, daß es Dich allein träfe in der That! Du wirst auch Anderen zum Beispiel! Also sei gewärtig, daß ich Dir die ganze Weite Deiner bösen Thaten vor die Seele bringe und

Dir eben die kleinste Buße vor Gott nicht auflege — vielmehr eine sehr große und nicht wenig schwere!"

„Damit Du sie aber nicht mit schwerem Herzen vollführst, sondern mit freudigem — will ich Dir frohe Botschaft geben."

Schwieg wieder eine kurze Weile und fuhr dann fort: „Die Gerechtigkeit des Ewigen ist groß und überaus streng. Aber sein Erbarmen deßgleichen! Und glaub' sicher, alle Seelen, die sich zu ihm in Reue, gläubig, hoffend und liebevoll wenden, nimmt er allgemach doch wieder in seine Huld auf, die sie gleichgültig von selbst flohen oder gar im thörichten Stolz von sich stießen.

„Also sei Du auch mir, seinem Diener, willkommen — ja dreimal willkommener, da Du nach voller zehn Jahre Frist zu mir kommst, des Vorsatzes voll, Dich mählig zum Guten zu neigen und nimmer zu fehlen, so weit Du es nur vermagst — als hättest Du die zehn Jahre Schuld um Schuld bekannt und wärst nun dennoch nicht weiter als vorher — vielmehr der alte Sünder!"

„Will Dich deßhalb aufnehmen, wie ein liebevoller Bruder, und Dir den wahren Weg zum Glück zeigen — über gute Büßungen hinweg — daß Du Dich dann mit der Zeit wieder reiner und gottgefälliger wissen mögest."

„Dieß thu ich: Weil ich Dich liebe vor dem Ewigen, als einen Mitbruder, dem ich Glück und Heil, nicht aber Verderben wünsche."

„Und Dieß thu ich: Weil ich an Deiner Seele Zerknirschung vor dem ewig reinen Gott und an ihre Sehn-

sucht nach Rettung glaube, da Dich sonst mein Wort nicht bezwungen hätte."

„Und Dieß thu ich: Weil ich heilig und sicher hoffe, Du werdest von Dem nimmer ablassen, was Du nun doch für wahr erkannt hast, und fürhin Dich eben so scheuen, Dein Herz bösen Wünschen anzuvertrauen — wie Du Dich bis zu der Stunde gescheut hast, Deine Schuld mir zu bekennen!"

„Also erkennst Du, wie ich als Priester und als Mensch zu Dir spreche und als treuer Bruder und Mitkämpfer in den Wirren dieser irdischen Welt."

„Nun sieh' zu, wie Du in dem heiligen Drei mit Ihm zu recht kommst, Dem Vater unser Aller, Dem wir Alle entstammen — Dessen Ursprung wir nie in uns verläugnen dürfen — und Dessen Andenken wir nie ohne kommende Trostlosigkeit in uns schänden können!"

„Halt Du demnach tapfer aus in gutem Entschluß und üb' Dich von nun an sonder Unterlaß in Glaube, Liebe und Hoffnung zu Gott durch Dein Verhalten zu den Mitmenschen."

„Das heißt:

„Glaube, daß sie eine heilige Herkunft und Bestimmung haben — hoffe, daß ihre Fehler verziehen werden — und liebe sie, indem Du ihnen gutes Beispiel giebst, sie nie zum Bösen, stets aber zur Tugend ermahnst und ihnen Deine irdische Hülfe in nichts Gutem versagest, wo Du es nur immer vermagst!"

„So halt' es, Gott zu Ehren! Dann kannst Du nim-

mer ab vom Pfad des Guten und wirst dann wieder ein innerlichst glücklicher, wahrer Mensch. Das heißt aber: Ein Mensch voll Kraft und festen Bewußtseins im irdischen Leben — und voll froher Demuth vor Gott dem Ewigen."

„Denn die Drei sind die Schlüssel zu allem christlichen Werth und Frieden."

So sprach der Benno, eh' er sich weiter auf des Grafen Schuld einließ.

Der Graf vernahm dieß Alles, um es nie mehr zu vergessen, und es war ihm, als könne da jedes Wort nirgends, als vom Himmel selbst abstammen.

Als aber der Benno recht anhob und der Graf vernahm, wie vielmehr Uebles er noch angerichtet, als er bis da selbst weitaus geahnt hatte, gerieth er in ganz heiligen Schrecken, und als ihm der Benno kraft seiner priesterlichen Machtvollkommenheit eine nicht wenig große Buße auflegte, bedünkte ihn dieselbe in Nichts zu kränkend und zu schwer, wenn er an die Kränkung dachte, so er mit und ohne Wissen Anderen — und gar Gott im Himmel selbst zugefügt hatte.

Er ließ sich deßhalb Alles wohl gefallen, was der Benno über ihn verfügte und begann seine besagte Buße.

Nach Längerem kam er wieder.

Als er seiner Zeit treu erfüllt hatte, was ihm geboten war, und er wieder festen Fußes auf der Bahn zum Guten schritt, gab ihm einst Benno in Liebe und heiliger Freude den Segen.

Wie's nun späterhin einmal wieder zutraf, daß der Benno an seinem schlichten Krummstab eines Abends zu seiner bischöflichen Pfalz heimging und unweit denselben Grafen sah, winkt' er ihm wieder, wie dazumal.

Da kam der Graf heran und sagte: „Was willst Du von mir, Vater?"

Sagte der Benno: „Was ich von Dir will, weiß ich, und was Du mir sagen wirst, weiß ich nicht minder. Ich will aber, daß Du mir sagst, wie Dir jetzt zu Muth ist gegen dazumal — und weiß, daß Du sagst: Damals trug ich die Hölle in der Brust — jetzund aber den Himmel!"

Darauf antwortete der Graf: „So ist's, Benno!"

Sagte der Benno: „Das hättest Du früher haben können!"

Dabei sah er ihm mit frohem, mild vorwurfsvollen Blick in's Antlitz — gab ihm den Segen und schritt in seine Pfalz zurück. —

Nun weiß ich noch Etwas vom Benno von Meißen. Das muß ich Euch doch auch erzählen.

Item eines Tags kam's einer reichen Wittwe zu Sinn, daß sie einen Theil des Ihrigen zur Kirche opferte. Da bestimmte sie so. Die eine Hälfte sollte der Benno an die Armen geben, die andere aber sollte er zum Schmuck der Domkirche verwenden.

Als nun der Benno Das in's Werk setzte, hatte kein Mensch Etwas dagegen — ein Einziger ausgenommen.

Selbiger hoffte, die reiche Wittwe dereinst zu beerben und sagte zum Benno, als er ihn unweit der Kirche traf: „Ich hab' Nichts dawider, daß die Armen Hülfe gewinnen. Daß Du aber den anderen Theil auf Kirchenzier verwendet hast, kann ich nimmer gut heißen. Was soll denn der Prunk vor Gott? Vor Dem ist doch all' Das verwerflich und nichts besser, als lauter Spreu!"

Sagte der Benno: „Du bist mir schon der Wahre! Glaubst denn Du, ich säh' Dir nicht in's Herz, daß ich Deinen Zorn ergründete? Du gönnst den Armen keineswegs ihren Theil. Denn Du hofftest auf der Wittwe ganzes Gut und meinst, Du müssest sie beerben, weil sie alt ist, Du aber stehst in jüngern Jahren. Da hoff' Du fein nicht zu viel darauf. Denn wir sind Alle heutige Menschen, und so die Alten sterben müssen, so können es die Jungen."

Auf Dieß lachte der Andere und sagte: „Das hab' ich wohl oft gehört. Es bedünkt mich aber, bei mir treff' es nicht zu — und so Du Lust hast, frag' mich über's Jahr wieder!"

Sagte der Benno, nachdem er ihn angeschaut: „Du, Das werd' ich nicht können. Denn wenn ich Dich auch fragte, möchtest Du mir nicht antworten."

„Weßhalb denn?" fragte Jener.

„Eben weil Du todt sein wirst," sagte der Benno.

Drüber lachte der Andere wieder, spottete über den Kirchentand in Goldzier, kostbaren Steinen und Bildern — geschnitzt oder gemalt — und sagte: „Gott ist über

all' Das erhaben, und ob man ihm noch so viel böte, ist's doch für Nichts, denn es gehört ihm ja doch Alles!"

Auf Dieß sagte der Benno: „Du hattest ein Schwesterlein, mit der gingst Du heute vor fünfzehn Jahren in Eueren Hausgarten und pflücktest Blumen."

Da war der Andere ganz erstaunt. Denn er konnte nicht begreifen, wie der Benno Das wisse, sint er dazumal noch nicht zu Meißen war. Sprach also: „Ich seh' nicht, wie Du das weißt und wissen kannst. Dem ist aber so. Denn es war meines Vaters Ehren- und Patronstag, da ging ich mit meinem Schwesterlein in den Garten, da pflückten wir Blumen und brachten sie dem Vater."

Sagte der Benno: „Nun siehst Du wohl, wie thöricht Du vorerst gesprochen hast. Du und Dein Schwesterlein brachtet dem Vater Blumen aus dem Garten und hofftet, ihm eine recht große Freude damit zu machen. Die habt Ihr ihm denn auch bereitet, und er sah ganz froh und wohlgefällig auf Euch nieder, daß Ihr Seiner eingedenk gewesen."

„Dem ist wieder so," sagte der Andere, „und er flüsterte uns freundlich zu, jedwed Einzelnem, daß ihm die Spende ganz lieb sei."

„Also nannt' er es eine Spende" — versetzte der Benno — „und waren doch Garten und Blumen nicht Euer, sondern gehörte Beides dem Vater! Siehst Du nun, wie unwahr Du sprachst und urtheiltest? Gott im Himmel gehört auch All und Jedes, ob es auf Erden Der oder Jener besitze. Wo wir's ihm aber in Liebe zum Opfer bringen, nimmt er's ganz gerne an und macht uns in

frohem Gefühl zu wissen, daß ihm die Gabe genehm sei. Nun merk wohl! Wenn da ein Kind in seiner Armuth ein Sträußlein Blumen an seinen irdischen Vater verschenkt, als das Beste, was er gewinnen mag, soll's dann Gott unrecht sein, wenn die Großen ihm daß Kostbarste weihen, was es auf Erden giebt und sie besitzen, da er doch der Vater unser Aller ist und ihm die ganze Welt gehört, nicht aber ein Hausgarten!"

Ueber Das stand derselbige Vetter der reichen Wittwe ganz und gar betroffen da und sagte: „Wenn man Dich reden hört, meint man doch, es müsse so sein, wie Du sagst. Also will ich den Armen wahrhaft das Ihre gönnen und hab' weiters Nichts dawider, daß Du Deine Kirche geziert hast. Etwan ist's Gott doch genehm."

Drauf sagte der Benno: „Das mein' ich eben auch. Weil Du zu der Milde und Einsicht gekommen bist, sollst Du über's Jahr noch leben. Also wenn Du von Deinem Haus gehst, so geh' drüben weiter, und nicht herüben! Dann komm' zu mir und vernimm, was weiter!"

Damit ließ der Benno denselben Vetter stehen und schritt weiter und in seine Domkirche.

Ueber weiters verfloß ein Jahr. Am treffenden Tag verließ der Vetter das Haus, schritt auf die andere Seite hinüber und setzte seinen Weg allgemach fort. Wie er da ein dreißig Schritte gegangen war und hinübersah, wankte es mit einemmal an einer Mauer, die an selbes sein Haus anstieß — und gleich darauf stürzte die ganze Mauer ein.

Also ward dem Vetter augenscheinlich klar, des Benno erstes Wort wäre sicher wahr und er unter den Trümmern begraben worden, wenn Jener ihn nicht gewarnt hätte.

Er dankte also im Herzen Gott für seine Rettung.

Dann eilte er fort.

Als er an die Kirche kam, stand der Benno, auf seinen schlichten Krummstab gestützt, schon da und sagte, als der Andere herankam: „So viel ich seh', bist Du ganz froh, daß Du mit Heil davon gekommen und von der Mauer nicht erschlagen worden bist! Nun sag' ich Dir so. Laß ab von Deinem Unglauben für stets und such' Dein Glück nicht im Gold und Kleinod allein! Denn wie Gott das geringste Opfer mit Wohlgefallen sieht — also gering sind Die vor ihm, die Nichts besitzen, als hinfällig irdische Reichthümer — und keine Tugend! Und hättest Du alles Gold und Kleinod der Welt, so daß alle Anderen Bettler gegen Dich wären, müßtest Du Dein kostbares Gut doch lassen und kämst dann Du als Bettler vor Gott — mittlerweil der Aermste von hienieden in Ehren vor dem ewigen Richter stünde, weil sein Schatz nicht von hienieden, sondern vom Ewigen und in's Ewige während ist und mit seiner Seele auf und zu den Himmeln getragen wird!"

Drauf sah er ihn voll heiligen Ernstes, aber dennoch mild an, so daß Jenem der beste Vorsatz im Herzen wach ward, bei der rechten Spur zu verbleiben.

Das erkannte der Benno auch und sagte:

„Ich seh', was in Dir vorgeht, und daß Du von Deiner Gier und Hast ablassen willst. So thu', was Du Dir vorgenommen hast! Dann ergeht's Deiner Seele, wie es Deinem irdischen Leben erging! Mit dem wärst Du des Todes geworden auf der einen Seite. So aber gingst Du hinüber und wurdest errettet, daß Dein Leib erhalten ward. Wo Du nun in der Seele Anreizung zum Bösen hast, mach', daß Du auch sie alsbald auf die andere Seite bringst. Denn sonst könnte Gottes Schickung über Dich kommen, daß Du keine Zeit zur Besserung hast und Deine Seele in's Verderben käme."

Nach diesen Worten gab er demselben Vetter seinen Segen und schritt in seinen Dom hinein.

Der Andere aber ließ die Worte des Benno nimmer in sich verwehen und in Vergessenheit kommen, sondern hielt sich fort und fort auf der besseren Seite.

Drüber schied mit der Zeit dieselbe reiche Wittwe.

Die hinterließ ihm ihre Habe, so daß er viel und großes Gut erbte.

Er ward aber dadurch nicht stolz und frevelhaft, vielmehr freundlich und bescheiden, that viel Gutes, das macht ihn überaus froh in seinem Herzen und erweckte wieder anderer Menschen Nacheiferung — denn ein Böser macht zehn, ein Guter aber hat auch Kraft im Beispiel.

Und so lebte er hin und gewann ein treues Weib und Gottes Segen in guten Kindern.

Und als der Benno längst nimmer lebte, des

Vetters Kinderlein aber brachten Dem ein Sträußlein zum Ehrentag, da dachte der Vetter stets an die klaren Worte Dessen, Der nun nimmer auf Erden war und dankte Gott, daß er sein früheres Leben aufgegeben und ein anderer Mensch geworden sei.

Was mit St. Benno zutraf, bis er gen München kam.

Es mag Dem und Jenem ganz lieb sein, so er auf's Genauere, ob auch in Kurzem, erfahrt, wie und wann des Benno Reliquien gen München kamen und wie es vorher mit ihnen erging.

Das ist aber so, und zeigt sich dabei, daß er die längste Zeit keine Ruhe im Grab hatte, bis er endlich an den wahren Ort gelangte.

Item. Als der Benno in Gott schied, schrieb man das Jahr 1107 nach Christus, und neunzig Jahre war der Benno alt geworden. Da ward er im Dom zu Meißen begraben, und da lag er 164 Jahre.

Drauf ließ ihn der Bischof Wittigo erheben, mitten im Dom unter ein prächtiges Grabmahl wieder beisetzen und gab ihm die Infula, Bischofstab und seinen Chormantel mit in's Grab.

Dazumal schrieb man 1270.

Als man das Jahr 1539 schrieb war's mit dem Schutz der Katholischen zu Meißen am Besten nimmer beschaffen, und ward der bisherige Gottesdienst abgethan. Nächst fürchtete gar der Bischof Johannes von Meißen, ein Maltitz, es möchte die Partheiwuth des Volkes am hl. Benno ausgehen, so daß Der keine Ruhe im Grab hätte.

Er besann sich demnach nicht gar lange, erhob den Benno nebst der Infula und allem Anderen, legte den Heiligen in eine zinnerne Truhe und versetzte ihn von Meißen auf sein Schloß Stulpen. Das war eine halbe Tagreise von der Stadt — und dortselbst hatte der Benno in der Schloßkirche seine neue Todtenheimat.

Da ließ ihn aber des Himmels Wille und Schickung auch nicht gar lange.

Item es kam wieder ein anderer Johannes zum Bisthum. Der war aus dem Geschlecht der Haubitz.

Da ward den Katholischen stets heftiger zugesetzt. Allerletzt mußte der Bischof Johannes die Flucht ergreifen, und es ward dem Benno in der Schloßkirche kein anderer Schutz mehr zu Theil, als der eines ehrwürdig alten Priesters. Der hieß Gruner Nicolaus. Weil nun der Gruner Niclas ganz besorgt wurde, die Anderen möchten einmal in die Schloßkirche einrucken, sich nach dem Benno umschauen und seinen Gebeinen etwa da so begegnen, wie der erstere Johannes befürchtet hatte, als das Grab noch zu Meißen im Dom befindlich war — entschloß sich derselbige Priester, die zinnerne Truhe aus der Kirche weg und in sein bescheidenes Losament zu überbringen, wo man nicht suchen würde.

Da blieb die Truhe auch in Sicherheit.

Wie nun der Gruner Niclas Das Zeitlebens trefflich vollführt hatte, mußte der Benno nach des Priesters Tod und aus mehr Gründen eine neue Todtenfahrt machen.

Item. Der zinnerne Sarg ward in die Stadt Wurzen

gebracht und in das Grab eines anno 1517 verstorbenen Bischofs gesetzt. Dieser Verstorbene war der dritte Johannes in der wundersam wechselnden Liegerstatt und Einer aus dem alten, edlen Geschlecht derer von Sallhausen.

Es hätte kein Mensch je daran gedacht, daß man sein Grab noch einmal öffne. Aber wie gesagt, es galt, dem Benno Sicherheit zu gewähren. Also sorgte der zweite Johannes Haubiz, daß geöffnet werde und versenkte die Reliquien mit eigener Hand.

Wie nun Das so war und der Benno seine Todtenfahrt beendigt zu haben schien, aber auch Aller Menschen Augen entzogen blieb — wollte Das dem Herzog Albertus dem fünften von Land Bayern keineswegs gefallen. Vielmehr dachte er daran, des heiligen Bischofs Gebeine an's Tageslicht und zu gebührenden Ehren zu bringen und sie, wenn möglich, gen München führen zu lassen.

Er wandte sich deßhalb an einen seiner Räthe, des Namens Kumerstatt, dessen Bruder zu Meißen Domdechant war. Der betrieb die ganze fromme Angelegenheit, so daß über etliches Hin- und Herschreiben die zinnerne Truhe oder der Sarg aus des dritten Johannes Grab wieder herausgenommen und erhoben wurde.

Das geschah, als man 1576 zählte.

Drauf wurden die Reliquien auf einen Wagen gesetzt und von Wurzen aus ganz feierlich gen München gefahren. Da wo's heut zu Tag noch beim rothen Thurm heißt, war eine Triumphpforte errichtet, und als der Wagen an-

kam, waren Hoch und Nieder, Geistlich und Weltlich in großer Andacht zugegen.

Dann wurde die zinnerne Tumba auf eine kostbar gezierte Tragbahre gelegt und von sechs Priestern mit Levitenkleidern in überaus feierlicher Prozession durch den Triumphbogen und weiters in die Stadt München hineingetragen.

Während des ganzen Zuges läutete man mit allen Glocken.

Als die Reliquien an der Hofburg ankamen, wurden sie in die Schloßkapelle und unweit der herzoglichen Gemächer verbracht.

Dort blieben sie vier Jahre.

Nun hätten die Münchner den hl. Benno gar gern im Dom unserer lieben Frauen gehabt. Der Albertus konnte sich aber nie dazu entschließen, des Benno Reliquien von sich zu lassen. Drüber schied er in Gott von hinnen und folgte ihm sein Sohn Wilhelmus der fünfte.

Der gab nach. Es war auch mittlerweile ein trefflich reich gezierter Schrein gefertigt worden, und Sigismund, ein polnischer König, hatte ein silbernes Brustbild des Benno zum Votiv gegeben.

Als man nun 1580 schrieb ward wieder eine feierliche Prozession gehalten und wurden die Reliquien in besagtem Schrein, nebst dem Brustbild, welches auf dem Schrein stand, in die Liebfrauenkirche getragen. Dort ward Schrein und silbernes Bild auf den Hochaltar gesetzt. Nächst wurde der Benno von der Kanzel herab als Landes- und Schutzpatron verkündet.

Ueber etliche Jahre aber ließ Herzog Wilhelmus der Fünfte den Schrein und das Bild vom Hochaltar hinweg und gleich feierlich auf den Altar setzen, wo sie jetzt noch befindlich sind.

Der Herzog befahl aber, daß die Reliquien während der Octav seines Festes immer wieder auf den Hochaltar gesetzt werden sollten.

So ist die heilige Sach' und Angelegenheit, und nun ermesse Jeder, was Flucht und Wanderschaft der hl. Benno nach seinem Tod hatte.

Von Dem und Jenem, was sich Wunderbares da zugetragen haben soll, wär' viel zu erzählen. Da findet Ihr wo anders Bericht. Eines aber, so minder wunderlich und mehr begreiflich ist, wißt Ihr auch etwan — aber nicht Alle.

Das ist so.

Als der schwedische König Gustav Adolph im Jahr 1632 hier war, wohnt' er dem Gottesdienst bei — und da hatte er seinen Ort gerade vor dem Altar und Angesichts des hl. Benno. Wie er da die Andacht der Menschen sah, die wunderschöne Musik hörte und etwan auf und dahin blickte im erhabenen Tempel — — soll ihm sichtlich Rührung an's Herz getreten sein — und recht versöhnlich soll er geworden sein —

Der Cardinalshut in der Liebfrauenkirche.

In der Liebfrauenkirche zu München, hoch in Mitte des Chores schwebt ein rother Hut.

Von dem weiß wohl Einer und der Andere, was er zu bedeuten habe, die Meisten aber wissen es nicht.

Mit diesem Hut ist es so beschaffen — und stellt sich dabei heraus, wie auch St. Benno's Altar in's Spiel kommt.

Item vor dreihundert Jahren lebte dahier ein Bäcker, gar ein trefflich christlicher Mann, der hieß Klesel.

Selbiger Bäcker Klesel hatte einen Sohn, Namens Melchior, und Dieser erwies sich schon in jüngern Jahren überaus verständig, ernst, enthaltsam und mildthätig, so daß Jedermann mit einem sonderlichen Bemerken auf ihn schaute, und dem Vater sagten seine Freunde gar oft, aus dem Melchior werde noch was Rechtes. Der Bäcker Klesel aber sagte dann stets: „Wenn er ein guter Priester wird, ist's das Best' und Höchste, und wenn er's so weit bringt, hat er's weit genug gebracht. Wenn ich nur Das erleb!"

Die Freude erlebte der Bäcker Klesel auch, denn als sich der Melchior in das Theologische begab und das Weltliche hinter sich ließ, kam er mit Gottes Segen an das gewünschte Ziel und hielt zur Freude und Erhebung aller

seiner Verwandten und Bekannten in der Liebfrauenkirche Primiß.

Sein Vater sollte aber noch weit größere Freude erleben.

Item, der Melchior Klesel ward um Etliches später durch des Himmels hülfreiche Fügung mit dem Erzherzog Mathias von Oesterreich bekannt. Der schätzte ihn allgemach so hoch, daß er ihn seines ganzen Vertrauens würdigte und ihn zu seinem geheimen Rath machte, nächst wurde der Melchior Klesel Administrator von Neustadt, wieder später aber Bischof von Wien und Reichsfürst.

Als der Melchior Klesel so weit gekommen war, hatte er in seinem geistlichen Beruf überaus Wichtiges zu schaffen, minder nicht in allerlei Staatsangelegenheiten, und darin bewies er stets ausnehmende Einsicht und Sicherheit. So stand die Sache etwan um das Jahr 1597 und weiterhin.

Ein zehn Jahre später anno 1607, überfiel den Melchior Klesel eine große Sehnsucht, seine Vaterstadt wieder zu sehen und den alten Vater an sein treues Sohnesherz zu drücken.

Machte sich demnach auf und begab sich gen München. Da ward er, wie Jeder begreift, ganz feierlich empfangen, zeigte sich im Uebrigen so schlicht und mild, daß seiner Ehren dadurch nur noch mehr wurden, und was der alte Vater für Herzensfreude und heiligen Stolz empfand, daß es sein Sohn so weit in der Welt gebracht habe, begreift wieder Jeder.

Wie nun der Melchior Klesel zu München war, ging er vor Allem in die Liebfrauenkirche und zum St. Benno-

Altar. Denn er hatte eine große Liebe zum Benno und war ihm schon von frühester Jugend an auf das Frommste zugethan gewesen. Ja es soll ihm oft sonderlich zu Muth gewesen sein, gerade, als ob ihm seiner Zeit auch das Gefängniß zu Theil werde, wie es dem Benno zu Theil geworden war.

Drüber äußerte er sich aber erst später, als das wirklich eintraf,

Item als der Melchior seine erste Andacht verrichtet hatte und eines gewissen, frommen Gelübdes eingedenk ward, so sich wohl nur auf das Wiedersehen seines Vaters und dessen längeres Leben bezog, gedachte er, das Seine zu thun und las zwölf Tage hintereinander am Benno-Altar Messe.

Nächst stiftete er sich einen Jahrtag auf den Hochaltar, der sollte immer am eilften Julius gehalten werden, er selbst aber sang am achtzehnten Julius ein solennes Lobamt. Vier Tage darauf bestieg er die Kanzel der Liebfrauenkirche und predigte. Diese Predigt soll wunderwürdig schön und ergreifend gewesen sein.

Wie mag da dem alten Klesel zu Muth gewesen sein, als er seinen Sohn in so hohen Würden auf der Kanzel stehen und so vielen tausenden Menschen das Herz rühren und sie ermahnen und warnen sah und hörte.

Wenn sich Das nur jeder Sohn gesagt sein ließe, so daß er im Vertrauen auf Gott alle seine Kraft aufböte, ein tüchtiger Mann zu werden und seinem Vater im Leben und nach Dessen Tod Ehre zu machen, und seiner Mutter

deßgleichen. Anders kann sich Einer für der Menschen Sorge und stille Kümmerniß nicht dankbar erzeigen.

Als sich nun der Melchior einige Zeit in München gehalten hatte, kehrte er wieder gen Wien zurück, und weil er sich stets weiser und erhabener zeigte, ward er vom heiligen Vater gar zum Cardinal gemacht. Ein Cardinal kömmt aber gleich nach den gekrönten Häuptern — und als der Kaiser Rudolph starb und ihm besagter Erzherzog Mathias im Reich folgte, ward der Melchior Präses seines geheimen, kaiserlichen Rathes, bekam einen großen Theil der Gewalt des sämmtlichen Regimentes in die Hand und ward deßhalb von den Einen gepriesen und begutachtet, von den Anderen aber scharf angefeindet. Kurz es kam die Zeit heran, in der das wahr werden sollte, was er in früheren Zeiten geahnt hatte.

Seine Feinde rotteten sich eng zusammen und ließen alle möglichen Beschuldigungen ergehen, unter Anderem auch, daß er es mit den Religionsgegnern gehalten habe, was doch sicher nicht so war, vielmehr der Melchior Alles that, um den Glauben aufrecht zu erhalten — und als der Kaiser Mathias mit Tod abging, brachten es die Feinde so weit, daß sie eines Tages in der Hofburg zu Wien Hand an den Cardinal zu legen wagten und ihn in ein Kloster gefangen setzten.

Als der heilige Vater Paulus der Fünfte Dieß vernahm, ward er darüber entrüstet und es fehlte wenig, so wären sämmtlich die Frevler in den Bann gethan worden.

Der Pabst versuchte aber zuerst noch ein Anderes.

Er schickte den Fabricius Verospius nach Wien, daß er sich den Cardinal Klesel überantworten lasse, damit Derselbe in Rom vernommen werde.

Wer aber tauben Ohren predigte, war der Fabricius. Denn die, so die Macht in Handen hatten, verlangten gerade das Gegentheil und wollten, daß der Klesel sich nicht in Rom, sondern in Oestreich verantworten sollte, und das Höchste war, daß sie dem hl. Vater zugestehen wollten, etliche Richter zu bestimmen.

Drüber blieb die Sache beim Alten, der Fabricius begab sich von Wien wieder gen Rom, übereins verschied der Pabst Paulus in Gott, und auf ihn folgte Pabst Gregor der Fünfzehnte.

Der nahm sich des Cardinals auf's Neue an, schickte den Fabricius zum zweitenmal gen Wien und befahl ihm, sich so zu halten, daß der Klesel der bisherigen Haft ledig und ihm zu Handen überliefert werde, und ohne den Cardinal Klesel dürfe er nicht nach Rom zurückkehren.

Das war ein gefährlicher Auftrag, denn die zu Wien hatten sich noch fester zusammengethan und wollten von einer Ausantwortung durchaus Nichts wissen.

Der Fabricius Verospius machte aber seine Sache so gut, und der hl. Vater ließ es seiner Seits auch nicht an Ermahnungen gebrechen, daß die Feinde des Kleselius zuletzt weichen mußten, und der Cardinal aus der Klosterhaft befreit und dem Fabricius überantwortet wurde.

Als nun der Klesel sah, woran er sei und daß er etwan zu Rom noch strenger bestraft würde, als zu Wien,

nehmlich für den Fall er sich mit den Religionsgegnern eingelassen hätte und Dergleichen mehr, blieb er doch guten Muthes. Und als ihn der Fabricius fragte, ob er gutwillig mit ihm gen Rom fahre, sagte er auf Lateinisch: „Also wohl. Ich folge Dir, wohin Du willst. Die Unschuld hat Nichts zu befürchten, ob sie vor dem Kaiser oder dem heiligen Vater zu Rede stehe."

Er that hierauf die Fahrt gen Rom.

Als er da ankam, ging es nicht so, wie die Feinde glaubten, nehmlich, daß der Kleselius etwan ohne Weiteres frei gelassen würde. Dem war vielmehr ganz anders, und war Derselbe von Wien und aus der Klosterhaft hinweg, so ward er nun zu Rom auf's Neue in Haft gesetzt. Das war in der Engelsburg.

Drin blieb er, bis seine ganze Streitsache und Angelegenheit auf das Schärfste untersucht war. Das Ende zeigte dann, daß der Klesel gänzlich schuldlos sei, weßhalb die Anklage einstimmig für nichtig erklärt, und der Klesel aus seiner Gefangenschaft befreit wurde.

Die hatte er mit großer Geduld und Ergebung ertragen.

Nun er wieder frei und in allen Ehren unbeschädigt dastand, verkehrte er oft und mehr mit dem heiligen Vater Gregor, und als Dieser über einige Zeit in Gott schied, that sich der Kleselius mit den anderen Cardinälen in's Conclave, und Diese sämmtlich erwählten den neuen Papst.

Der nahm den Namen Urban der Achte an.

Mittlerweil das Alles zu Rom vorfiel, stand das Bisthum zu Wien leer und ledig. Als nun die Zeit da

war, machte sich der Kleselius auf, zog mit vielen Heiligthümern und des heiligen Vaters Benediction von Rom aus, wieder gen deutsche Lande, traf zu Wien ein und wurde da wie zum Triumph empfangen, denn die Gemüther hatten sich ihm ganz zugewendet.

Es war damit die Ahnung aus früher Jugendzeit von Gefangenschaft und großer Demüthigung erfüllt worden, und er sprach sich auch drüber aus. Wie es aber der hl. Benno, zu dem er so viele Liebe im Herzen trug, gehalten hatte, so hielt es der Kleselius in recht christlicher Ergebenheit und Milde auch, als er wieder frei war. Das heißt, es fiel ihm weitaus nicht bei, irgend wie Dem oder Jenem fühlen zu lassen, daß er früher an seinem vermeintlichen Untergang mitgeholfen habe, sondern er vergalt Böses mit Gutem.

Von seiner Gefangenschaft erfuhr der Bäcker Klesel, sein Vater, Nichts mehr. Denn Der war dazumal nicht mehr auf Erden. Also erlebte er nur Freude an seinem Sohn — davon war die Letzte diese gewesen.

Der Klesel Melchior schickte eines Tages Botschaft an das Stift unserer lieben Frauen, legte seinen Dank für viel in seiner Jugendzeit Genossenes und Gelerntes ehrerbietig an den Tag und schickte dazu den Cardinalshut mit, den er nächst des Himmels Fügung Denen verdanke, welche sich voreinst Seiner in Lehre und Beispiel angenommen hätten. Auch wollte er seinen Heimatsleuten ein Gedenkzeichen geben, wozu Einer von ihnen, ein schlichter Bäckerssohn, gelangt sei. Es sollte also der Hut nicht ein Zeichen

des Hochmuthes, vielmehr ein Zeichen seiner Demuth sein — und ein mahnendes Beispiel, zu was es führen könne, wenn Einer treu ausharre.

Das wollte der Melchior Kleselius mit dem rothen Hut gemeint haben.

Als man 1630 nach Christus schrieb, dann schied der Melchior zu Wien von hinnen.

Sieben und Siebenzig Jahre war er alt geworden.

Seine Seel' weht im Himmel.

Sein Cardinalshut aber schwebt noch immer hoch in Lüften zu unser lieben Frauen. —

Vom St. Arsacius

Nun von der Liebfrauenkirche in so Vielem die Sprach' — bericht' ich Euch noch Etwas von derselben.

Ich weiß aber außer Dem noch Vieles. Das erfahrt Ihr dann später, so Gott will.

Hinter dem Hochaltar derselben Liebfrauenkirche zu München liegt ein sonderlich heiliger Mann. Solcher ist der hl. Arsacius, und Der liegt da in einem silbernen Schrein volle 362 Jahr.

Seiner Zeit war er Bischof von Mailand gewesen, schon vor mehr als eilfhundert Jahren waren seine Gebeine in's Klosterstift Illmünster gebracht, sein Fest aber aber auf den achtzehnten Monats May gesetzt worden.

Nun wurde derselbige Arsacius Anno 1493 von Illmünster gen München versetzt, und weil nun Einer, so zur selbigen Zeit lebte, guten Bericht gab, wie sich die ganze Sache zugetragen habe, mag Jeder die Worte Desselben in Augenschein nehmen. Es ist aber der Herzog Albrecht, von dem die Sprach' ist, kein Anderer, als der hochberühmte Herzog Albertus der Weise, des Herzogs Christoph Bruder.

„Item Herzog Albrecht erlangte ein Bulle von bapst

Alexander, das heilthum, den hl. Arsacium, vnd die Chorherren zu Illmünster auffzuheben vnd gen München zu bringen mit allen Zugehören. Item hett mehr geboten vnd geschafft der hailig Vater zu Rom zwei praelaten: den Abt vom heiligen Berg vnd der Abt von Beuern — vnd Maister pangratz Dechant zu St. Veit zu Freisingen — Maister Neuhauser, Dechand zue St. peter ze München. Die sind kommen vnd wurden verordnet, das heilthum zu heben vnd gen München zu bringen.

Item der herzog hett da geschickt die zween praelaten, — — die sollten mit Inen nehmen, was sie bedürffen und notturftig sein.

Da ist Maister Pangraz Dechand auf, vnd hett bei den 30 pferden — vnd der wagen sammet vnd gülden-stückhen köstlich geziret, vnd daran 6 weiße pferd, vnd ihr Zaum vnd Zugriem köstlich mit tuech veberzogen, darauf 2 fuehrknecht, auch wohl bekleidet — und einen großen haufen windliechter damit hingeschickhet.

Vnd am weißen Sontag sind sie kommen gen Illmünster.

Das hett man nun im landgericht gewust. vnd ist ein groß Volkh da gewesen, das die ding hat sehen wöllen mit großer klag.

Die herren haben sich abgezogen in der herberig vnd seind gangen am Sontag in das Gottshaus vnd zu dem heiligen Arsaci, da er nun gelegen ist 7. hundert Jahr. Vnd haben da ihren Anschlag gemacht, auch betet zu Gott,

daß es sein heiliger wille sein wöll, nachdem ihnen dannoch gegraut hett.

Da ist ein groß Volkh zugeloffen vnd jammerlich geweint, und die hendt veber den kopf auffgewunden vnnd geschrieen.

Ein Fraw hatt gar greulich getan.

Da ist sie gefragt wordn, ob sie umb den Heiligen also thue? Hat sie gesagt, nein, vmb vnser große sündt. Ich hab gehört von meinen eltern, daß vor langen jahren ist hie ein Frawenkloster gewesen. Das ist zerstört vnd zertrennt worden vmb vnser sündt willen. Also ist yetzt das die andere farth, daß man vnns den würdigen Heiligen mit gwalt nimbt.

Item am montag sind sie gangen in das Gotteshauß vnd haben geschafft mit einem schnizer, genannt maister Aßm von München — er sollt anfahen an dem grab zu brechen.

Da hett ihm niemand keinen werkhzeug wöllen leihen.

Also ist geschafft worden mit einem Müller.

Der bracht zween pickel, vnd huben sie die obere Dachung herab, vnnd in einem steinernen grab stund ein Aichene truhen, darin St. Arsacius lage. Vnd ward mit gesang vnd großer Würd vnd process getragen hinauf in den Chor vnd Sagran, vnd da besigelt vnd beschloßen.

Item da ist komen herr hanns Lamberger, Doctor, Dechand zu Freising, herr Vincenz Schrenkh, Vicari vnd thumherr daselbs vnd andere Herren bei 10 pferden vnd

verkündeten den praelaten vnd andern: den Heiligen niendert fortzuführen — vnd auch der Chorherren sich keiner bewegen laßen, bei dem gewalt deß Bischofs, dem sie unterworfen seind! Vnd kurz ein Antwort ze wißen, ob sie den heiligen wöllten fuehren — vnd waren ihre Diener angethan in harnisch — — —

Also kam Einer zu dem Dechand von St. Peter, ob man ihme die Bull wöllt ehvor geben.

Da wußten die anderen nit, was sie thuen sollten — vnd ihre Diener thetten auch bald an ihren harnisch vnd wehr vnd kamen in die kirchen.

Da fraget abermals der lamberger, ob sie den Heiligen wollten wegfuehren, das wollt er wißen.

Da sprach der Neunhauser: Wir wöllen am Ersten meß hören. Darnach wöllen wir zusammen gehen.

Da die meß aus was, wollt der Lamberger antwortt haben vnd gebott, den Heiligen dazu lassen.

Da sprach der Neuhauser: Es ist nit billich, den knechten zu geben — vnd den herren zu verachten.

Der Lamberger begert nun der gewalt vnd bullen ein abschrifft.

Da gab ihm der Neunhauser zur antwort: es war nit ihr bevelch.

Kurz die chorherren muesten sich darein ergeben. Aber der Dechand von Illmünster sollt aufstehen vend verkünden dem volkh, wie vnd was gestallt das heilthumb vnd Stifft gen München gezogen würd.

Da ward er Wainend, daß er von stuehl mueßt.

Also ward ein groß geschrey von dem baurenvolkh vmb den hailigen.

Das hailthumb ward auf den wagen getragen vnd vil windlichter vor vnd nach, mit singen vnd lesen von dannen gefuerht auf dem Wagen mit sammet und gülden tuechern vnd ein silberin prustbild, darin das ober vnd vndtere kin.

Vnd zue München giengen Im alle handwerkher mit ihren kreuzen für vnseres herren thor entgegen. Auch der herzog Albrecht vnd die herzogin Kunigund mit allem hofgesind, ward mit sammbt der process gar würdiglichen empfangen vnd in vnser frawen pfarrkirchen gefuehrt.

Also sind die Chorherren von Illmünster gen München kommen, auch dazue die Chorherren von Schliersee."

Und nun weiß auch Jeder, wie der hl. Arsacius nach München kam.

Herzogs Wilhelm des Fünften Bittgang.

Daß Herzog Wilhelmus der Fünfte überaus fromm, wohlthätig und gerecht war, ist weitaus bekannt. In gar Vielem machte er sich ein Bedenken und Notiz, wo Andere gleichgültig drüber weggingen, hielt manches Einzelnen Schicksal oder Schuld im Auge — und half dann oft mit Einemmal großer Kümmerniß ab, wenn der Andere meinte, er sei ganz und für immer aus der fürstlichen Huld verbannt und unwiderruflich vergessen.

In Kurzem, dem Wilhelm entging so leicht Nichts, was Zeit seines eigenen Regimentes vorfiel — und über Manches, was noch zu Vater Albrechts Zeiten geschehen war, ließ er auch Nachweis bis zu seinen Tagen halten, so viel als es möglich war. Wenn dann irgend Einer sich früher verfehlt, aber später gebessert hatte und sich reuig an den Wilhelmus wandte, verzieh Der oft und beschenkte ihn noch. Wer aber zu trotzen schien, der ward allgemach übersehen und empfing Nichts.

Mit dem Trotz ist es aber hie und da ganz eigens beschaffen, und ist derselbe oft kein Trotz, sondern Insichgekehrtheit und christliche Demuth in Leiden.

Wie Dem nun sei, und als es da mit dem Herzog

besagter Weise so beschaffen war — erkrankte eines Tages sein Zahlmeister, Namens Litpold, und gerieth bald in Lebensgefahr.

Selbiger Litpold war noch in bestem Alter, in minder denn zwanzig Jahren zu seiner trefflichen Stelle gelangt — der Herzog aber war ihm sonderlich geneigt, weil er sich stets ernst und schweigsam verhielt, oft in größter Andacht betete und sich im Ganzen rein und tugendsam, sonderlich auch sehr mäßig erzeigte.

Weil nun der Wilhelmus seinem vermeintlich frommen Zahlmeister so gnädig gesinnt war, sah er Dessen Siechthum mit großem Bedauern, und als er vom Arzt hörte, der Litpold sei leiblich nimmer zu retten und sehe seinem Tod auf die nächsten Tage hin entgegen, dachte er, in höchst eigener Persona eine Wallfahrt für seinen Diener zu thun — wie er Das in manchen Anliegen that.

Er ließ aber erst den hochberühmten Pater Canisius kommen, der sich eben in der Wilhelmsburg befand, und ersuchte ihn ehrerbietig, dem Zahlmeister, seinem treuen Diener Litpold, beste, geistliche Hilfe angedeihen zu lassen.

Dabei meinte der Herzog Wilhelm, es werde dem Pater Canisius so viele Mühe nicht erwachsen, weil der Litpold sicher ein guter Christ sei — und wo er in Etwas gefehlt habe, so werde Das vom Schlimmsten nicht gewesen sein.

Sagte der Pater Canisius, der schon ein und die andere Seele geprüft und gar oft mehr Fehler und Mängel entdeckt hatte, als der Scheidende selbst wußte: „Ich

will ihm wohl zu Rath sein und hoffe, wie Ihr, hoher Herr, das Beste! Will aber wohl zusehen, was er sagt, wann's drauf und dran kommt — und nichts vergessen, auf daß auch er nichts vergesse, was er etwan noch zu bereuen hätt'. Das kann Weniges sein — aber, wer weiß, auch Viel. Und schier bedünkt mich's, das Letzte."

Sagte Herzog Wilhelmus: „Ehrwürdiger Vater, mich bedünkt, Ihr wärt da in falschem Argwohn."

Antwortete Jener: „Es ist kein Argwohn, und dennoch will's mir an."

Da meinte Herzog Wilhelmus: „Das sei schier befremdlich, und er hoffe das Beste."

Der Pater Canisius aber entgegnete: „Hoher Herr, Das hoff' ich nicht minder. Mit dem Bedünken ist's aber eine sonderliche Angelegenheit! Wer's in einem Ding hat, in Dem regt und rührt es sich ohne weiteres Zuthun. Wem es aber nicht gegeben, Dem bleibt es fremd, und läßt sich's ihm nicht erklären und auslegen. Wie Dem sei, was er mir vertraue, es muß in meiner Brust verschlossen bleiben."

Darauf bat der Herzog um des Paters Canisius Segen.

Den gab ihm Derselbe.

Der Herzog Wilhelmus aber nahm sein Pilgergewand um, damit trat er, wie oft, zu seiner fürstlichen Gemahlin, der Renata, bat sie, ihr Gebet mit dem seinigen zu verbinden — und als er Das gesagt, schritt er hinab und zum Schloßthor hinaus.

Der Pater Canisius hinwieder verfügte sich zum Litpold, sagte ihm, daß der Herzog für sein Seelenheil wallfahrte, und fragte, ob er ihm sein Herz anvertrauen wolle. Denn wie er selbst wisse, sei er nicht am Besten dran und könne jede Stunde vor seinen Gott und Heiland zu treten haben.

Als er so sprach und Jenen dabei mit Milde ansah, sagte der Litpold ganz langsam: „Dank zu Gott, daß sich mein Herr und Gebieter meiner Seele so viel annimmt und Euch zu mir sendet, für Den ich große Ehrfurcht und alles Zutrauen heg'. Ich will Euch mein ganzes Herz anvertrauen — und Euch mit Reue bekennen, was mich lange — lange drückt und drängt!"

„Also habt Ihr schwere Schuld auf dem Herzen—?" fragte der Pater Canisius. „Unglückseliger! Und die bewahret Ihr, mittlerweil Euch der Weg zum Bekenntniß jeder Zeit offen stand—? O der falschen Schaam! Mein christlicher Bruder, da hast Du nicht gut gethan! Mach' und raff' Dich zusammen, daß ich Deiner Seele Kummer vernehme — wolle Gott, daß ich Dir vergeben könne!"

Drauf schwieg er und erwartete des Anderen Bereitwilligkeit.

Der Litpold aber lehnte da, auf den Arm gestützt, die Hände verschlungen und das Antlitz, wie von innerster Erregtheit, geröthet, und sagte einige Zeit Nichts.

Dann aber sprach er: „Mich bedünkt, ich habe nicht mehr lang' zu leben, sobald ich mein Herz ausgeschüttet hab'. Also laß noch eine Frist verstreichen, daß ich An-

gesichts meines Endes erst allertiefste Reue empfinde! Wollt Ihr mir Das angedeihen lassen, so nehm' ich's mit Dank an. Es ist aber noch ein Anderes und zwar Weltliches zu thun. Das ist mein letzter Wille. Den will ich mit zitternder Hand unterschreiben, wie ich ihn kürzlich abgefaßt habe."

Drauf that er, wie er gesagt hatte, bat den Pater Canisius, noch eine andere Persona beizuziehen und sich als Zeugen zu unterschreiben. Das geschah gleichfalls — und der Pater Canisius schloß vor des Litpold Augen besagtes Testament. Hierauf fragte er des Herzogs Leibarzt, wie er mit einem weitern Aufschub einverstanden sei. und als Der Nichts einwendete, nahte er dem Litpold wieder, ermahnte ihn, sein Herz auf das Aeußerste zn prüfen und Alles bis auf das Geringste wahrhaft zu bereuen. Blickte ihn dann noch eine Weile an und verließ das Gemach — —

Als Dieß geschah, zählte man das Jahr 1581, zu Anfang Augusti war's und um die zweite Stunde nach Mittag.

Um Etliches später wanderte Herzog Wilhelmus schon über die Auen entlang gen Schleißheim, wo die sieben Zellen standen.

Heiß war es, daß es heißer in welschen Landen nicht sein konnte.

Das achtete aber der Wilhelmus nicht.

Als er an das erste Wegkreuz gelangte, nahm er seinen Pilgerhut ab, kniete nieder und verrichtete seine Andacht. Dann schritt er fürder und fürder, sein Haupt gesenkt; kaum daß er selb seinen Hut nur manchmal erhob, um sich vor der Sonne heftigen Strahlen zu schützen.

Ueber dem Wallen und Wandern kam er immer weiter, bis die größte Gluth abnahm — und um die Zeit war er nimmer weit vom letzten Wegkreuz.

Als er gelegentlich auffsah und dahin schaute, erblickte er zu Füßen desselben eine ärmlich gewandete, aber sittig edel gebaute Jungfrau. Die kniete vor dem Kreuz und betete. Ihr zur Seite lag ein Reisepäcklein.

Es hielt nun der Herzog mehr ein, um der Jungfrau Zeit zu geben, ihr Gebet zu vollenden, auf daß sie dann ihres Pfades hin oder her ziehe, und er sich allein niederlassen könne.

Es währte aber immer länger und länger, und da kam er zuletzt bei allem Zögern bis auf ein Weniges hin. Bald darauf erhob sich aber die Jungfrau, bezeichnete sich in christlicher Weise, wandte sich München zu und wollte mit einem „Gelobt sei Jesu Christ" am Herzog vorüber.

Den erkannte sie nicht.

Denn sie hatte ihn nie gesehen, war ihre Lebzeit nie in München gewesen, zudem pilgerten gar Manche dahinaus gen Schleißheim, gleich wie Das vom Herzog bekannt war.

Als die Jungfrau ihre fromme Ansprache ergehen ließ, entgegnete ihr der Pilgersmann, was Brauch ist.

Weil er aber sah, daß ihre Augen vom Weinen geröthet seien, und sie recht schwermüthig dahinwandern wolle, hielt er ein und sagte: „Tugendsame Maid, mich bedünkt, Ihr tragt großen Gram in Euerem Herzen. Scheint mir auch schier in Dürftigkeit zu sein. Wo ich Euch in einer Sache zu Dienst oder Rath sein kann — habt Vertrauen zu mir und seid meines guten Willens sicher!"

Als er Das sprach, sah die Jungfrau zu Boden und schüttelte das Haupt, als sage sie: Ihr könnt mir doch nicht helfen!"

Da trat Herzog Wilhelmus um Einiges näher und sagte: „Ich verstehe Euer Verneinen und will es wohl ehren. Es ist aber der Lauf dieser Welt so. Wo alle Hülfe herkommen könnte, kommt sie oft nicht zu Paß — wo sie aber ganz entfernt scheint — da fügt sich's oft, daß sie eintrifft! Thut, wie Euch bedünkt! Ich sag' Euch aber — mir ist, als müßt' ich Euch in Etwas helfen können. Wer weiß, ist's die Stimme Gottes, so mich mahnt — gar wunderbar sind die Wege Seiner!"

„Das sind sie gewiß und sicher!" antwortete Jene nach einiger Weile. „Möcht' er doch walten, daß es bei mir nun im Guten zutreffe, wie es sich in Trübsal und Kümmerniß von frühester Zeit meines Lebens gestaltete — und entspann, eh' ich noch in dieser Welt war."

Sie sah in holder Scheue auf und dem Pilgersmann in's Angesicht.

Als sie den strengen und dennoch wohlwollenden Ernst und die unverkenntliche Spur der Frömmigkeit in seinen

Zügen und Blicken wahrnahm, hielt auch ihr Blick fester aus und fuhr sie fort: „Wer Euch in's Antlitz schaut, frommer Pilger, der möchte wohl alles Vertrauen hegen und Euch Alles bekennen. Mir zum Mindesten ist so zu Muth — und wie es Euch, Eueren Worten nach, verlangt, meinen Gram zu erfahren — also hätt' ich schier auch einen Sinn, Eueren Wunsch zu erfüllen. Aber was frommt es? Mein Schmerz wird erneut vor der Zeit, und Ihr könnt mir dennoch nicht helfen. Das kann nur Einer. Und auch Der kann nicht Alles gut machen — anders ich zu ihm gelange, und er mir glauben will, was ich Weniges ihm sagen möchte. Das sind nur etliche Worte. Aber inhaltsreiche!"

„Und wer ist Der?" gab Jener zurück. „Vielleicht vermag ich Etwas bei ihm. Habt Vertrauen!"

„Wohlan denn" — antwortete die Jungfrau — „ich will mich an den Herzog Wilhelmus wenden."

„Und was wollt Ihr ihm sagen—?"

„Die letzten zu Gott betheuerten Worte meines geliebten Vaters — der nun im Grab liegt! Doch ob ich zu ihm gelange — und ob der Herzog mir glauben will und kann — oder etwan grollt—?! Ich weiß es nicht! Wohl befürcht' ich das Letzte. Denn es trifft in die Zeit seines edlen Vaters, des Herzogs Albrecht. Den muß ich eines Wahnes und unbewußten Unrechtes zeihen — —!"

Die Jungfrau ahnte nimmer, wie erschütternd ihre Worte für das Herz Dessen seien, an den sie gerichtet wurden.

„Wer weiß, zürnt Euch der Herzog dennoch nicht —“ sagte er — „ob es ihm auch nicht das Liebste sein möchte, was er vernehmen soll. Doch er liebt die Gerechtigkeit über Alles. Und schaut sein Auge mit Sorge auf alle Menschen, wird er seines eigenen Vaters Seele nicht auch von einem Fehl befreien wollen, wenn er glauben kann —?“ Dazu fügte er noch etliche Worte der Ermuthigung zu vollem Vertrauen und fragte auch, woher sie komme.

Drauf sprach die Maid: „Ihr sollt es denn vernehmen. Ich komm' von Landshut. Da ward ich meiner Mutter von Gott geschenkt — und zu Landshut starb jüngst mein guter Vater. Der liegt dort begraben. Meine gute Mutter deßgleichen. Die lebt schon lange nicht mehr. Die Beiden ertrugen viel Kummer und Schmach in christlicher Demuth. O wie froh werden sie sein im Reich der Wahrheit und ungetrübter Freuden.“

Sie hielt ein Weniges ein, dann fuhr sie fort:

„Mein Vater war allererst zu München. Da kam er in Herzog Albrechts Dienste, stieg im Amt, bis er des hohen Herren Zahlmeister wurde, und es war ihm Jeder geneigt.

Ueber einige Zeit suchte er nach einer ehlichen Hausfrau und warf sein Auge auf eine tugendsame Maid.

Die ward auf's Weitere hin meine Mutter.

Um dieselbe Maid bewarb sich noch ein Anderer, so auch in des Herzogs Diensten und im Zahlamt war. Er konnte aber sein Ziel nicht erreichen. Denn die Jungfrau

war dem Vater geneigter. Der führte sie als Braut und über Kurz als ehliches Gesponse heim — und der Andere mußte entsagen.

Als nun Dieser entsagen mußte, schien er's nicht so fast zu Herzen zu nehmen — ja er kam gar in gänzlich freundlichen Verkehr mit meinem Vater. Das währte etliche Zeit. Wie sich da aber der Vater alles Guten versah, erwies sich die Sache ganz anders!

Eines Tags war er beim vermeintlichen Freund. Da wurde Der abgerufen und sagte: Er werde bald wiederkehren.

Das währte aber zu lange, und der Vater ging hinweg, denn er mußte ins Amt.

Nächsten Tags ging die Kunde: Es fehlten dem Anderen einhundert Goldgulden. Es war angeblich Niemand in der Stube gewesen, als mein Vater. Den schien der Andere gleichwohl schonen zu wollen. Aber nicht für stets. Der Vater ward angeklagt, und sein ganzes Losament durchsucht.

Da fand sich Nichts.

Der Andere aber blieb auf seiner Behauptung, bis ihn der Vater eines Tags in der Hofburg traf, verzweifelt auf ihn zueilte, zum Degen griff und ihn aufforderte, zu folgen und die Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden!

Da höhnte ihn Jener und verweigerte ihm ehrlichen Kampf.

Drüber gerieth mein Vater außer sich, riß den Degen heraus und drang auf ihn ein, der Meinung, den Zwei-

kampf zu erzwingen. Den erzwang er aber nicht. Vielmehr mahnte ihn Jener drohend von jeder Gewaltthat ab — es kamen die Diener des Herzogs dazu, die fielen dem Vater in den Arm — zuletzt kam der Herzog Albrecht selbst! Der sagte: Die Frevelthat, als ein Burgfriedensbruch, erlieg' unabänderlicher Strafe. Also könne er sie nicht hemmen. Er wolle sie aber kürzen, weil die That in der Verzweiflung geschehen, und der Raub möglicherweise dennoch von einem Anderen verübt worden sei.

Da wurden dem Vater die Schlüßel abgenommen und zu Verwahr gegeben, und er mußte zehn Tage — in den Falkenthurm!

Als die Zeit verflossen, und der Vater vor den Herzog gerufen ward, hatte er im Gefängniß einen Entschluß gefaßt und sagte zum Herzog Albrecht: „Er sei rein vor Gott! So ihm der Herzog Das glaube, sollte er ein für allemal aussprechen, daß er ihn für jener That nicht fähig halte und ihn in vollen Ehren ansehen und halten wolle. Wo Jener Das aber nicht ausspreche, könne er in so mißlicher Lage nimmer bleiben!

Drauf sagte der Herzog. Der Vater bedünke ihn schuldlos — seinem früheren Leben zu Folge. Aber seine Meinung sei nicht früher bindend für die der Anderen, als bis sich der Verdacht ganz ab und auf einen Anderen lenke.

Auf diese Worte des Herzogs sagte mein Vater: Ehrlichkeit dürfe nie in Frage bleiben und ihm, dem Herzog, könne ein halb ehrlich, halb unehrlicher Diener Nichts nutz' und frommen. Also leg' er sein Amt zu Füßen und bitte

um Nichts, als die Schlüssel, auf daß er im Zahlamt Alles bereit halte, um Rechnung zu stellen, sobald es dem hohen Herren beliebe.

Darauf entgegnete Herzog Albrecht, er achte seinen Entschluß, und soferne er wo anders sein Glück mache, säh' er es gerne und wolle so viel fester an seine Schuldlosigkeit glauben, wenn ihm Gott hülfreich sei. Er nehme somit seine Entsagung an.

Hierauf schickte er nach etlichen seiner Kammerräthe, denen er die Schlüssel anvertraut hatte, deßgleichen nach dem Anderen, so auch in der Zahlstube zu schaffen hatte, und als Die ankamen, schritten sie ohne Weiteres aus des Herzogs Schreibgemach und in das Zahlamt.

Also ward dem Vater Summa um Summa vorgetragen, er wies aber jeden Betrag nach, und es fehlte nicht das Geringste.

Aber Das rettete ihn nicht.

Denn es war um 100 Goldgulden zu viel da!

Die lagen zu Unterst und wohl verschloßen.

Drüber war der Vater unsäglich bestürzt, der Herzog aber und Alle rings auf's Aeusserste betroffen. Zudem beschrieb sie meines Vaters Feind in Ein' und dem Anderen, ohne daß er sie zur Hand bekam, so daß kein Zweifel blieb — die Goldgulden seien jene, welche ihm entfremdet worden waren.

Da beschwor mein Vater in gränzenloser Verzweiflung, er habe das Geld nie gesehen und nie und nimmer da verborgen. Aber es sprach Alles gegen ihn. Er ward auf

des Herzogs Wort verhaftet — von dem Richter zu vielen Jahren Gefangenschaft verurtheilt — und in den Teckenthurm geführt."

Die Jungfrau faltete ihre Hände krampfhaft ineinander, mittlerweil sie Das erzählte, sah in tiefster Betrübniß nieder und Thränen erbarmungsreichster Kindesliebe rollten über ihre Wangen.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Meine Mutter schied in tiefer Kümmerniß von München und kam gen Landshut. Da schenkte ihr Gott ein Kind, wie ich Euch sagte. Das Kind war ich. Ein armes, altes Weiblein war mein Taufpath' — und sein und meiner Mutter Thränen war mein Taufgebind.

Nach fünf Jahren gewann mein Vater durch einen milderen Entschluß des Herzogs Albrecht seine Freiheit wieder. Siech und kummerbleich kam er zur Mutter. Die sank ihm schluchzend an sein Herz. Er weinte auch. Das werd' ich mein Leben lang nicht vergessen — und minder, wie er mich zu sich emporhob und küßt' und drückte.

Also war der Vater wieder bei der Mutter und zu Landshut.

Drei Jahre darauf starb meine Mutter — und weitere zehn Jahre verlebte ich an des Vaters Seite. Der fristete sein und mein Dasein mit Schreiberei; denn Mancher nutzte sein Geschick darin. Ich aber führt' ihm allgemach sein ärmlich Hauswesen. Da fehlt' es sich gar oft in

Vielem. Aber der Vater trug Das geduldig und nahm **nie** eine Spende an.

Zweimal traf solche von München ein.

Die kam beide Male mit kurzer Zuschrift, doch ohne Unterschrift — es waren zehn — dann zwanzig Goldgulden. Und die wurden jährlich sicher und gewiß zugesagt."

„Und Euer Vater?" fragte Wilhelm, die höchste Betroffenheit kaum verbergend.

„Er schickte das Gold zurück." sagte die Jungfrau.

„An wen —?" fragte Jener. „Kanntet Ihr doch den Spender nicht."

„Doch —" sagte die Jungfrau, wehmüthig lächelnd, „die Schrift verrieth den Zusender halb — das Herz meines Vaters errieth ihn ganz. Es war sein Feind, der sich nicht zu nennen wagte, aber Hülfe bieten wollte. An Den schickte er zurück, was da gesandt worden war. — Dann kam Nichts wieder.

So verstrich Jahr um Jahr.

Da ward mein Vater schwächer und siecher. Im Lenz kam's über ihn — und vor fünf Tagen weint' ich auf seinem Grab — und dem der Mutter.

Nun stand ich allein in der Welt mit meinem Kummer und Gram, daß die Eltern so trübselig leben und nicht einmal in ihrer Heimath sterben durften. Da kam's in wunderbarem Verlangen und Muth über mich, ich sollte fort von Landshut und herauf gen München und vor den Herzog Wilhelm treten, ihm meines Vaters letzte Worte zu verkünden! Da raffte ich mich auch auf — und wanderte

fort. Aber wie ich nun München vor mir liegen sah — nahm Schritt für Schritt mein Muth und Vertrauen ab! Da wandt' ich mich von der Heerstraße herüber zu diesem Wegkreuz — warf mich nieder und flehte zu Gott in Thränen, er sollte mir's gönnen, daß ich zu München dem Herzog nahen dürfe und ihm mit heiligem, unerschrockenen Kindeseifer sagen und betheuern möchte, was mein Vater Zeit seines Scheidens von dieser Welt feierlich und wahr vor Gott aussprach!"

„Und diese seine Worte lauteten?" fragte Jener.

Die Jungfrau sagte: „„Allmächtiger und Allwissender! Dir ist Nichts verborgen, und Du kennst all mein Inneres und mein jederzeitiges Verlangen im Leben, auf Deinen Pfaden zu bleiben. Aber Dieß mein Kind — dem ich Nichts hinterlassen kann, als den Segen des Vaters und das Glück, an seine Rechtlichkeit zu glauben — dieß mein Kind könnte dennoch von bösen Menschen beirrt werden! Also erheb' ich meine Hand zu Dir und schwöre, Angesichts meines nahen Endes: So wahr mir Gott helfe — ich hab' Nichts veruntreut an der Habe Dessen, der mich beim Herzog beschuldigte — und habe nie Etwas verhehlt und verborgen. Wenn ich diesen Eid in Frevel spreche, so verbann' meine Seele für ewig und ewige Verdammniß sei ihr Loos! Dem aber, der mich in dieß Elend stürzte — sei vergeben — —""

Dieß waren meines Vaters letzte Worte. — Als ich ihm weinend an's Herz sank, legte er mir seine Hand auf's Haupt und flüsterte: „„Sei gesegnet, meine Katharina —!""

Da schluchzte ich laut auf in unsäglicher Trauer.

Als ich aufsah unter Thränen — war der letzte Hauch von seinen Lippen.

Nun wißt Ihr mein Geschick und meine Absicht. Diese meines Vaters letzte Worte will ich dem Herzog Wilhelmus verkünden — wenn mir der Himmel gewährt, daß ich vor ihn komme!"

„Das ist ein heiliges Werk," sagte der Pilger in tiefem Ernst. „Und mich bedünkt, Euer Bangen vor des Herzogs Unmuth sei ohne Grund. Wenn er Euch nun aber gnädig anhört und Eueren Worten glaubt, vergeßt nicht, guten Ersatz für Euch zu verlangen!"

„Ersatz?!" erwiederte die Jungfrau, ihr Haupt schüttelnd. „Ich verlange keinen Ersatz, als meines Vaters Ehre gerechtfertigt zu wissen! Dazu wird der Herzog das Mittel kennen, auf daß die Ehre Dessen nach seinem Tode bekannt wird, der sie in seinem Leben — sonder Schuld — vor den Menschen verloren zu haben schien! Ich selbst aber, was sollen mir weiters alle Güter dieser Welt? Was sollte mich erfreuen dürfen, wo mir stets das Leid und Trübsal meiner Eltern vor Augen schweben wird? Meine Schritte sind wo anders hin gewendet, als zu irdischen Freuden!"

„Ich versteh' Euch," sagte Jener. „Ihr vertauscht die weite Welt mit der Zelle und wollt Gottgetreu sein — wie Euer Vater war und sich nannte."

„Ihr wißt Das —?" In hoher Ueberraschung sprach es die Maid. „Also auch Ihr hörtet von meinem Vater — ?!"

„Schon in jüngeren Jahren," versetzte Jener zögernd.

„Ich kenne Einen," setzte er dann hinzu „der von allen Dingen zu des Albrecht und des Wilhelmus Zeiten genauen Bericht und Nachweis führt. Auf Euer christliches Wort, Katharina! Hat Euer Vater im Sterben Das beschworen, was und wie Ihr es sagtet —?"

„So wahr mir Gott helfe und meine Seele vom Verderben erretten möge!" Die Jungfrau sprach es überaus ernst und feierlich.

Der Herzog nahm langsam ein Blättlein Pergament, schrieb eine Zeile darauf und sagte: „Nehmt Dieß und wenn Ihr gen München kommt, verfügt Euch damit des Weges in die Wilhelmsburg und verlangt nach dem Schloßwart. Der kennt mich wohl — bei Dem bleibt. Er wird Euch in Manchem Tröstliches sagen. Gott segne Euch, treue Tochter ihres irdischen und himmlischen Vaters! Wir sehen uns bald wieder. Und mich bedünkt, an einer Stätte — wo alle, alle Täuschung endet!"

Dann sah er zum Himmel und sagte: „O Allmächtiger, Fürsichtiger! Wie wundersam sind Deine Wege!"

Er bot einen milden Gruß und wollte sich dem Kreuze nahen.

Die Jungfrau stand, von einer mächtigen Ahnung durchzuckt und wollte dann ihres Weges dahin. Aber sie konnte ihrer Gefühle nicht Herrin werden, also wandte sie sich noch einmal, trat wieder ein paar Schritte näher und flüsterte hochathmend: „Herr — o sagt — wer seid Ihr —? Wär't Ihr etwan —?!"

„Ich bin's, den Ihr meint, ich bin Herzog Wilhelm," antwortete Jener.

Die Jungfrau wollte in der Fülle ihrer schmerzlichen Freude niederknien.

Er hielt sie aber auf und sagte: „Nicht so, Katharina! Wollt Ihr Euer Knie vor mir beugen, wo dort Kreuz und Leiden Dessen zu erkennen sind, der Alles so wunderbar gefügt hat? Betet zu ihm vielmehr auf Eueren Knieen. Dann geht — und vollzieht, was ich Euch auftrug!"

Drauf wandte er sich ab und trat zum Kreuz.

Dort ließ er sich nieder und versank in tiefste Andacht.

Die Jungfrau folgte seinem Beispiel in unsäglichen Gefühlen heißesten Dankes. Nächst erhob sie sich und lenkte ihre Schritte München zu —

Schwühl war die Nacht, und oft zuckte es leuchtend auf.

Vom Schloßthurm dröhnte es eilfmal darnieder.

Da klopfte es dreimal an's Thor der Wilhelmsburg.

Das Einlaßthürlein ward geöffnet — die Wache zog die Hellebarde an. Mit tiefem Neigen des Hauptes dankte Der, so am Wehrmann vorbeischritt.

Es war Herzog Wilhelmus.

Eine Frage an den nächsten Diener, der Jungfrau wegen — sie ward bejaht. Eine zweite, den Litpold betreffend — sie wurde gleichfalls bejaht. Dann schritt der Herzog fürder, hinauf in die Burg und in sein Gemach. Er legte sein Pilgrimsgewand ab und sein schlicht schwarzes um und begab sich zur Herzogin Renata, die ihn erwartete.

Der theilte er Alles mit. Dann entsandte er einen Diener, den Pater Canisius zu entbieten, deßgleichen die Jungfrau, so beim Schloßwart verweilte.

Es währte nicht lange, so trat der Pater Canisius ein.

„Nun, ehrwürdiger Pater,“ sagte Wilhelmus ernst, „wie ließ es sich mit des Litpold Seelenheil an? Ihr hattet etwan dennoch recht? Er trägt eine schwere Schuld auf dem Herzen. Ist es so —? Ich verlange nicht, daß Ihr das heilige Geheimniß brecht — aber das mögt Ihr mir wohl bejahen.“

„Ich antworte Euch auf Euere Frage nicht.“ sagte der Pater. „Ich sage nur Dieses. Gottes Barmherzigkeit ist groß — aber wie Viel oder Wenig es sei, was Litpold mir anvertraut hat, Eins ist, das ihn quält und foltert und darin er Vergebung von eines Menschen Lippe vernehmen möchte — aber —“

„Aber Ihr wißt keinen Rath,“ entgegnete Wilhelmus noch ernster.

„Nein,“ sprach Jener. „Der, so hätte entboten werden müssen, daß er etwan Vergebung geschenkt hätte —“

„Der ist wohl nicht mehr?“ ergänzte der Herzog des Paters Worte.

„So ist's.“ sagte der Pater Canisius. „Mehr kann und werde ich nicht sagen. Woher wißt Ihr auch nur Dieß — hoher Herr —?“

„Ich weiß Alles — was er in Euere Brust als Geheimniß niedergelegt,“ war des Herzogs Antwort — „und große Gnade läßt der Herr über mich ergehen, da er mich

heute in gleichem Werth hält in der Sache, wie seinen Priester. Ja schier in höherem. Euch gab er die Kraft, zu ahnen, zu vernehmen und zu ermuthigen — mir verlieh seine Huld die Kraft, zu trösten und zu retten, wo selbst Ihr keine Hilfe mehr auf Erden wißt."

„Da mag Euch ein Engel Botschaft gegeben haben —" sagte der Pater Canisius.

„Wohl schier ein Engel, ehrwürdiger Herr —" sprach Wilhelmus — „wie Ihrer wenige auf Erden zu finden sind!"

Er trat an die Thüre, öffnete sie und deutete auf Katharina.

„Der Engel ist's," fuhr er fort, „so Heil und Trost und Rettung bringt. Folgt uns, ehrwürdiger Pater!"

Er winkte der Renata.

Sie trat mit ihm hinaus und winkte der Katharina huld- und liebreich zu.

Die stand in tiefster Rührung da.

„Mein gutes Kind!" sagte die Renata. „Gott liebt Euch wohl, daß er Euch so bald zu meinem edlen, frommen Gemahl führte und so zu rechter Zeit! Wißt Ihr auch, wohin wir Euch führen? Dahin, Katharina, wo Eueres Vaters Geist versöhnt — und seine Ehre gerettet wird — dahin, mein frommes Kind, wo Ihr so viel Verzweiflung von eines Sterbenden Herzen nehmt, als er auf Eueres Vaters Herz gelegt —!"

Dabei nahm sie die Katharina an der einen Hand. Der Herzog aber nahm sie an der anderen.

Ihrer Gefühle und Sinne schier nicht mächtig, schritt die Maid in Mitte des fürstlichen, frommen Paares hinaus und dem Gang entlang. Der Pater Canisius aber folgte in heiligem Staunen.

An der rechten Thüre ankommend, bat der Herzog den Letzteren, mit ihm ein und in das zweite Gemach zu treten. Die Renata und die Katharina aber bat er, im ersten Gemach zu verweilen.

Dann nahte er sich dem Lager des Litpold.

„Ihr, hoher Herr — —?" lallte Der. „Gott segne Euch Euere Huld — für mich Unwürdigen — — Verworfenen —!"

„Unwürdigen —?!" sagte Herzog Wilhelmus langsam. „Ich seh Euch von Reue gegeißelt — Litpold! Ich hätt' nimmer und nimmer von Euch geglaubt, daß Ihr Euch vor mir einen Verworfenen nennen müßtet! Vielmehr hielt ich Euch für einen Mann sonder viel Makel und Fehl'. Nun aber habt Ihr so Vieles auf der Seele, und ist's nun an Dem, daß Ihr Euch vergeblich quält und nach Vergebung vom Munde Dessen sehnt, den Ihr voreinst verläumdet und in's Unglück für zeitlebens gestürzt habt! Der kann Euch aber nimmer verzeihen hienieden, denn Ihr habt etwan erfahren, daß er nimmer auf Erden weilt. — Das ist also der Ernst, Der mich so wohl ansprach? Die Reue und die falsche Schaam war es, die Euch so nachdenklich erscheinen ließ — und die innere

Oede, Hülflosigkeit und Verzweiflung war's? O wäret Ihr doch Gottgetreu geblieben, wie Der war und hieß, den Ihr in's Verderben brachtet — da Ihr ihn fälschlich angeklagt habt!"

Er hielt ein.

„Wer — wer sagte Euch Dieß —?" lallte der Litpold. „Ich will's Euch vor Gott gestehen — aber wie wißt Ihr Das? Ich hab' es Keinem auf Erden je gesagt — als dem ehrwürdigen Pater — nur Gott im Himmel wußte es!"

„Und Der verrieth mir's!" sagte der Wilhelmus. „Alles gab er mir zu erkennen, noch eh' Ihr Euere Verzweiflung dem Priester des Herren vertrautet."

Er schwieg. Dann fuhr er fort:

„Wollt Ihr Euere Schuld laut bekennen, wie vor Gott im Himmel im Geheimniß der Beicht'. Thut es, Litpold. Denn es gilt Euch selbst nicht allein. Es gilt — eines Andern Ehre zu retten!"

„Ich will —" flüsterte der Litpold zu tiefst bewegt.

Herzog Wilhelmus schritt an die Thüre des Vorgemaches — die Herzogin Renata trat mit der Katharina ein, und in Mitte des fürstlichen Paares nahte Die dem Lager.

Lange und in unsäglicher Wehmuth schaute die Jungfrau auf den Sterbenden.

Dann sagte sie ruhig: „Also Ihr seid's — o Ihr Armer —!"

„Wer — wer seid Ihr —?“ lallte Jener — „welche Ahnung — Ihr seid —“

„Ich bin des Gottgetreu Tochter, Katharina —“ war die Antwort.

Thränen zwängten sich in die hohlen Augen Litpolds und er verbarg sein Angesicht mit zitternden Händen.

Tiefe Stille trat ein.

Herzog Wilhelmus unterbrach das Schweigen und sagte: „Litpold! Als Katharina's Vater unlängst daran war, woran Ihr nun und jetzt seid, da schwor er, sagt diese seine Tochter, einen heiligen Eid. Dessen war nur sie Zeugin.“

Die Jungfrau fuhr fort: „„So wahr mir Gott helfe, ich habe Nichts veruntreut an Dessen Habe, der mich beim Herzog beschuldigte — und habe nie Etwas verhehlt und verborgen.““ Ist dem so, Litpold, wie mein Vater sprach und ich es hier als wahr ausspreche —?“

„Es ist so“ — lallte er — „rein war er — und Nichts, denn das Opfer meines Neides — und meines Hasses. Das waren die Kinder schnöder, gottvergessener Eifersucht in irdischer Lieb' und Leidenschaft! Da bot ich — Alles bot ich auf, Rache zu nehmen — und ihn in's Verderben zu stürzen — der glücklicher sein sollte — denn ich! O der unsäglichen List und Bosheit! Ich selbst — ich selbst legte den vermeintlichen Raub dahin, wo er gefunden ward — — ich jauchzte in meiner Seele — aber — die Stunden der Reue und der Verzweiflung blieben nicht aus. Und als ich später mit Geld unerkannt gut wollte

machen, was ich an der Ehre des Freundes verschuldet hatte — da trafen mich noch die Blitze tiefster Demüthigung und Verachtung! Denn er erkannte mich — und wies von sich, was ihm bestimmt war!"

Lange hielt er ein. Dann setzte er bei:

„Da konnt' ich's mit der Zeit nimmer ertragen — und ich beschloß, ihm zu nahen, ihn auf den Knieen anzuflehen, daß er mir nicht fluche!! Aber es ward mir stets unmöglich. Nun ist er todt — und mit dem Fluch im Herzen ist er wohl gestorben —!"

Tief in seine Hände verbarg er sein Antlitz.

Da trat Katharina ganz zu ihm hin, legte ihre Rechte auf sein Haupt und sagte:

„Litpold. Ich sehe Euere Reue — und mein Vater und meine Mutter im Himmel sehen sie deßgleichen. An Deren Statt hab' ich mich in meines Herzens Drang und in wunderbarer Fügung Gottes aufgemacht, bin mit unserem frommen Herrn zusammengetroffen — und kann Euch nun Botschaft bringen, die Euer gequältes Herz erleichtern soll. Meine Mutter trug ihr Leid in Ergebung — und mein Vater verzieh Euch vor Gott, offenen Wortes, eh' er mir seinen Segen gab und aus dieser Welt schied! Das verkünde ich Euch. Und ich will Euch nun auch vergeben —"

„O Ihr Engel vom Himmel — welche selige Botschaft ist das! Vergebung — —!!"

Der Litpold sank zurück.

Wehmüthig lächelnd lag er.

Lange lag er so, leiser und leiser athmend.

Der Pater Canisius war an das Lager getreten und betete, indem er sich tiefer und tiefer neigte.

Mit einemmal setzte er ab und richtete sich auf. Er legte die Hand auf des Litpolds Stirne. Dann auf dessen Herz.

„Der Allmächtige und Allbarmherzige sei seiner Seele gnädig,“ sagte er — „und führe sie ein in's ewige Leben! Der Friede sei mit ihm. Laßt uns beten!“

Er ließ sich auf die Knie nieder.

Der Herzog Wilhelmus, die Renata und die Katharina deßgleichen — — —

Das ist die Geschichte von Herzog Wilhelms Bittgang.

Weitaus ging die Kunde der wunderbaren Fügung des Himmels und des Gottgetreu Name ward viel genannt und in Ehren.

Die Katharina löste ihr Wort.

Des Litpold ganzes Erbe fiel ihr zu. Sie überließ es dem Herzog, und Der wußte es in ihrem Sinn zu verwenden.

Gar manchem Greis und alten Mütterlein ward da Hülfe, und gar mancher tugendsamen, armen Maid das gramüberwinterte Herz zum Freudengarten umgewandelt, da sich der ersehnte Bräutigam nahen durfte.

Also eh' sich das Laub an den Bäumen röthete, trat da ein Paar um's andere zum Altare im Lenz des Lebens und gottsfürchtiger Liebe.

Die Katharina aber trat in die Zelle im Püttrichkloster.

Als einst der Herbst wieder kam — der zehnte — die Blätter welkten, fielen und knisternd dahinwandelten über die Gräber draußen, und die letzte Herbstzeitlose ihr Haupt senkte — da sank doch noch eine Blüthe vom Baum des Lebens.

Die sank leise darnieder in die stille Gruft.

Die Katharina —

Der Peter Flecklein vom Rindermarkt.

Zur Zeit Herzog Albertus des Fünften, so den zahmen Löwen Sultan zur Leibgarde hatte — demnach vor ein dreihundert Jahren — befand sich Einer zu München, der hieß Peter Wirrlein.

Der lebte so halb Wegs von seinem Gelde, dachte — wenn's damit zu Ende geht, wird sich schon ein Anderes geben, ward weiters weniges in Kirchen gesehen, sondern überall sonst mehr, war demnach ein windflüchtiger Geselle, und schon er allererst keine eigentlich bösen Thaten verübte, so macht' er seinen Eltern im Grab doch auch keine sonderliche Ehre.

Da er nun für Nichts zu sorgen hatte und keiner Arbeit oblag, wie andere, fleißige Menschen, vielmehr von eigenen Mitteln lebte, war er der Meinung, Wunder was fürnehmer Herr er sei! Es fiel ihm nit im Traum ein, Dieß oder Jenes im Geist anzugreifen und etwan ein gutes Buch zu lesen, wie doch die Fürnehmsten zu Zeiten thun — sondern er lebte gerade Wegs in den Tag hinein und mischte sich in aller Leute Angelegenheiten. Denn Das half ihm die Langeweile vertreiben — auch hielt er sich für so klug und weise, daß Jedweder froh wäre, dem er seinen guten Rath ertheile.

Da schnitt er also nie viel um, sondern wo Ihrer Zwei oder mehr bei einander standen und sprachen — war er gleich der Dritt' oder Vierte dabei, hörte mit an, was da gesprochen ward, oder er sagte: „Redet nur weiter!“ Und so sie dann weiter redeten, aber von ganz Anderem, denn vorher — war der Peter Wirrlein stets bei der Hand und meinte: Was sie da gesagt hätten, sei nicht so, sondern anders; und wo Das und Jenes zutreffen sollte, müßten sie seinem Rath Folge leisten.

Da kann sich Jeder denken, wie ihn die Leute verspotteten, wenn er wieder weg war und ganz stolz dahinging, anderswo Dasselbe zu machen. Wo er aber hinkam, erging's ihm deßgleichen.

Bei all Dem kam's in Kurzem so weit, daß er sich für den Rathsvater von München hielt — die anderen Leute aber hielten ihn für den Narrenvater.

Item, all' Das hätte gute Wege und die Menschen zu München ihre Kurzweil gehabt, wär' nur die Sache nicht weiter gekommen.

Aber der Peter Wirrlein trieb's immer ärger, und weil er sich in gar Alles mischte, kam ihm doch manch wahres Wort zu Ohren. Das trug er weiter, setzte bei, was ihn für gut dünkte, und es entstand oft ein großes Gerede.

Nun verwandelte sich der Spott über ihn allgemach in großen Unmuth und Zorn.

Also wo der Peter Wirrlein hinkam und noch so froh gesprochen ward — kaum war er da, schwieg Alles

still, oder man begann, von anderen Dingen zu reden, als vom gut oder schlechten Wetter, wo der beste Wein zu haben sei, nächst, Wessen Katz' oder Hündlein sich verlaufen habe — uud so von Mehr, Dem und Jenem — und ward der Peter Wirrlein mit Hast gefragt, ob er da Bescheid wisse, weil er in allen Dingen hoch erfahren sei.

Nun war der Peter Wirrlein wohl zu klug, als daß er nicht hätte merken sollen, wie man Seiner auf's Aergste spotte. Er gerieth allgemach in großen Zorn, und wo er was Böses über Die sagen konnte, so ihm in Hohn und Spott mitgespielt hatten, unterließ er es sicher nicht.

Es ward demnach die Sach' und Angelegenheit noch ärger, als ehvor, kam manches falsches Gerücht zum hohen Rath, wo nicht gar zu Herzog Albertus des Fünften Ohren, und sah sich Mancher zur Reinwaschung und Entschuldigung gezwungen, der in Nichts gefehlt hatte. In Kurzem, der Peter Wirrlein stiftete so viel Unheils, daß es nicht zu sagen ist. Es konnt' ihm aber dennoch Keiner an. Denn was böses Gerücht immer umherging, er wußt' es stets zu richten, daß Andere die Schuld zu tragen schienen, nicht aber er.

Ueber Das ward die lobesame Bürgerschaft der frumm biederen Stadt München sehr aufgebracht, und hätten ihm Alt und Jung gern das Handwerk gelegt. Allerletzt kamen sämmtlich dahin überein: Wo immer Ihrer eine Zahl beisammen stünden, Hiesige oder Freunde dabei, und es käm' der Peter Wirrlein herangeschritten — so sollten sie Alle zu gleicher Zeit stillschweigen, und wenn er frage,

warum sie schwiegen, keckweg sagen: „Weil Schindeln auf dem Dach sind!“

Das heißt aber hie zu Land, wie Jeder weiß, so viel: Die neugierigen Kinder dürfen noch nicht Alles wissen, und wo man dieß oder jene Wort zu deutlich ausspreche, sei's für ihre Seelen gerade, als ob Feuerfunken auf ein Schindeldach fielen und dort insgeheim fort und fort glömmen, allbis mit einemmal die verderblichste Lohe zum Himmel aufschlage.

Solch sinnreichen Spruch haben wir hier zu München. Und solcher haben wir noch mehre.

Auf den Peter Wirrlein zu kommen.

Wie Der merkte, daß man bei ihm sprach, als sei er ein loser Range, dessen Seele das Geheimniß fort und fort trage und verbreite, bis es am rechten Ort in's Offene ausbreche, ward er so zornig, daß er aus dem Zorn gar nicht mehr herauskam und beschloß, Rache zu nehmen, wie und wo er es vermöchte.

Die Münchner hingegen dachten: Großmuth ist ein guts Wort — und aber nur am rechten Ort — und gingen selbander dort und da zu Rath, wie sie es anstellen möchten, den Peter Wirrlein in gehörige Niederlag' und Strafe zu versetzen.

Wie sie nun zu einer Zeit rathsbeschlossen waren, thaten Ihrer etliche dergleichen, als seien sie dem Herrn Wirrlein wieder geneigter, und redeten öfters scheinbar offen und vertraulich vor ihm.

Dabei erwies sich in kürzester Frist, daß er noch immer sei, wie früher.

Weil nun der Herzog Albertus in die allgemeine Stadtangelegenheit wohl eingeweiht war, schritten Jene bald vom Entschluß zur That.

Item, die Zeiten waren, als ob's unruhig werden wolle, und war von dem und jenem Feind die Sprache. Der Herzog sah aber tiefer, war in keiner Weise besorgt — und wie er meinte, so traf's auch zu. Der Feind, so von außen erwartet ward, kam nicht — und von innen hatte man Nichts zu fürchten.

Das wußten die Münchner auch und glaubten's nit anders.

Es war aber doch Einer da, der Alles leicht glauben mochte.

Selbiger war der Peter Wirrlein.

Wie nun der Peter Wirrlein eines Tages seines gewöhnlichen Weges vom Rindermarkt, daselbst er sein Losament hatte, gegen St. Peter herabgeschritten kam und seine vermeintlichen Freunde beisammen und sonderlich vertraulich miteinander sprechen sah, fügte er sich sonder Weil dazu, steckte auch seinen Kopf zu den anderen dreien und fragte: „Was habt Ihr denn da Wichtiges zu verhandeln?"

Drauf thaten Die ganz vorsichtig und furchtsam, drüber der Peter Wirrlein stets begieriger ward und mit dem Fragen nimmer abließ.

Auf Dieß sagte der Eine: „Es ist Verrath los hie in München. Dessen sind wir wohl berichtet, und am

Herzog soll's ausgehen! Das hat uns Einer entdeckt, der mit im Spiel war. Er ist aber in Furcht und Reue fort und hat Nichts hinterlassen, als Dieß — „Der Herzog möcht' wohl Acht haben! Denn es fände sich Einer bei ihm ein, eh' er sich's versähe. Der woll' ihm nicht zum Besten an und der ganzen Stadt deßgleichen. Derselbige sei aber der Kunz Eisenmann —." Nun stehen wir da in großen Zweifeln, was zu thun sei. Von uns hält Jeder das Beste vom Eisenmann, wär' er aber auch einer Frevelthat fähig, so frommt die Warnung doch Nichts! Denn so der Herzog gewarnt ist, läßt er ihn nicht vor — oder sogleich ergreifen. Weil er aber Nichts gethan hat und ihm Nichts erwiesen werden kann, muß er wieder freigelassen werden. Dann geht die Sach' und Angelegenheit an Denen aus, so sich darein gemischt haben."

Sagte der Peter Wirrlein: „Ich weiß nicht, was Ihr von Kunz Eisenmann so viel Gutes haltet. Der Gesell geht wohl Tag für Tag in die Peterskirch', und nennt ihn alle Welt einen Biedermann. Gar gilt er beim Herzog Etwas, scheinbarer Treue wegen. Das ist aber all' Lug und Trug. Denn wär' derselbige Kunz von so trefflichem Gemüth, hätt' er Meiner, eines Biedermanns, wohl geschont — so aber nahm er noch nirgends Anstand, mir Verachtung an Tag zu legen, der ich ihm mein Lebtag Nichts gethan hab'. Das ist aber wohl wahr. Läugnen wird er — und wie gerecht die Strafe wär', er mag ihr doch entkommen, weil der rechte Beweis fehlt! Wo da nun sonst ein Behelf wär', ob auch der geringste, möcht' ich mich

wohl unterfangen und dem Herzog die Sach' und Angelegenheit verrathen."

Sagte der Andere: „Da ist wohl ein Behelf. Er wird sich aber nicht gebrauchen lassen."

„Was ist denn Das?" fragte der Petrus Wirrlein. „Wann's nur halbwegs Boden gibt, tret' ich mit beiden Füßen drauf. Denn ich hasse den Kunz Eisenmann aus Leibeskräften, daß ich ihn für mein Leben gern stürzte! Und wenn ich dem Herzog so viel Gutes erzeig', mag's wohl nicht fehlen, daß er mir's vergilt und mich zu Ehren erhebt. Da räch' ich mich dann an all Denen, so mir einen Trotz gespielt haben."

„Dran thut Ihr ganz gut," versetzte der Andere. „Wären wir nur schon so weit! Selbes Anzeichen ist aber dieß. Der, so davon ging, ist des Eisenmanns Freund. Der trägt ein sicheres, rothes Flecklein, und der Eisenmann und alle Anderen, so gegen den Herzog verschworen sind, tragen das gleiche."

„Also sind sie leicht zu erkennen!" sagte der Wirrlein. „Was ist's denn und wo tragen sie's?"

„Ei, auf dem Rücken — unterm Gewand!" entgegnete Jener. „Da merkt's kein Mensch. So sich aber die Verschworenen mit einem Handdruck begrüßen, sagt der Eine nur: „Flecklein roth —" drauf sagt der Andere: „Hat keine Noth." Da kennen sie sich dran. Und wo's der Eine noch nicht ganz glaubt, nimmt der Andere das

Gewand ab und beweist es dem Mitverschworenen auf dem bloßen Nacken —"

„Und da könnt Ihr noch zweifeln?!" fiel der Peter Wirrlein in die Rede. „Wo sich das Zeichen am Eisenmann findet, bedarf's eines Weiteren nicht, und ist mir nicht bang, daß der Herzog Weg und Steg wiße, ihn zum Untersuch zu bringen, sonder daß er widerstreben kann! Von da weg eil' ich zum Herzog und vermeld' ihm, was da gegen ihn los werden will. Und so er mich belohnt, sollt Ihr zum besten Imbiß eingeladen werden, da stoßen wir an und trinken auf des Eisenmanns Fahrt in den Falkenthurm!"

Drauf brachten ihm Jene noch mehr leichte Bedenken vor, damit er in seiner Sache so viel muthiger werde. Gar wollte ihm der Eine den Gang zum Herzog streitig machen und selbst hingehen, um den Lohn zu gewinnen. Der Peter Wirrlein ward darüber stets hitziger — und eh' viel Zeit verstrich, war er schon auf dem Weg zur Ludwigsburg.

Die Drei aber sahen ihm voll Spottes nach, folgten ihm von ferne und sahen mit Freuden, wie Einer um den Andern auf der Straße stehen blieb und dem Peter Wirrlein auch verwundert nachsah — allererst weil er so überaus eilig und wichtig seines Weges fürderschritt, nächst aber noch einer andern Sache willen; und als sie näher zusammen kamen und zu den Dreien dahin — hieß es: Der Wirrlein müsse den Verstand verloren haben.

Die Drei berichteten aber, was Alles zu bedeuten

habe, und als die Leute auch in die Schelmerei eingeweiht waren, bezeigten sie die größte Freude und lobten Jene, daß sie den Peter einmal in's Verderben schickten.

Item, der Peter Wirrlein schoß, wie ein Pfeil, fort und fort, gelangte in's Vorgemach des Herzogs Albertus und sagte, er habe wichtigste Botschaft für den hohen Herren. Auf Dieß währt' es so lang nicht, daß er Erlaubniß bekam, einzutreten.

Eh aber Das geschah, hatten ihn zwo Diener von vorne und rückwärts trefflich gebürstet und abgestrichen, damit er, wie sie sagten, fein anständig und rein zum Herzog trete.

Und als er gar meinte, er habe keine Zeit gehabt, ein anderes Gewand umzunehmen, hatten ihm die zwo Diener hinwieder guten Trost entboten und gesagt, sie fänden ihn auf's Dienlichste gekleidet. Das werde er sogleich erfahren.

Drüber war die Thüre an des Herzogs Gemach aufgegangen, und der Peter Wirrlein trat mit tiefen Verbeugungen ein, so daß man ihm gut auf den Rücken sehen konnte.

Der Herzog sah auch dahin und sagte zu Einem, der neben ihm stand: „Er nimmt sich schier gut aus!"

Als aber der Wirrlein auffsah, meinte er, er müsse vor Schrecken umfallen. Denn Der, so neben dem Herzog stand, war kein Anderer — als der Kunz Eisenmann.

„Also was habt Ihr zu melden?" fragte Herzog Albertus. „Soviel ich vernahm, ist's von großer Wichtig-

keit. Wen und was betrifft's?! Ei was seid Ihr denn so fast verlegen —? Vor dem Eisenmann Kunz habt Ihr Euch nit zu scheuen. Der darf Alles vernehmen, was hie zwischen uns und Euch gesprochen wird. Denn er genießt mein bestes Vertrauen, und glaub' wohl, daß er's verdient. Es müßt' mich nur Einer des Schlimmeren belehren — und Das werdet Ihr wohl nit vorhaben?"

Ueber diese Worte des Herzogs kam der Peter Wirrlein stets mehr aus der Fassung, so daß er all seiner Kühnheit uneingedenk wurde und seine halbe Habe gegeben hätte, wär' er nur auf einen Schlag von dem Ort entrückt worden.

Weil er aber einmal da war und nicht länger schweigen konnte, stotterte er: „Hoher Herr — ich will nichts, als Euch — als Euch warnen — und zwar aus treuester Pflicht. Denn ich hab' für gewiß gehört von ihrer Dreien, daß — daß da Einer zu Euch komme, so — so Euch nicht zum Besten anwolle! Will's aber nicht — will's aber nicht für gewiß behaupten. Und wenn sich die Sach' anders verhalten sollte — so — so haft' ich nicht, sondern mögt Ihr — mögt Ihr die Drei dafür hernehmen. Die haben aber gesagt: Der, so Euch anwollte, habe ein rothes Flecklein auf dem Rücken —"

„So, ein rothes Flecklein?" sagte Herzog Albertus. „Und daran soll ich ihn erkennen? Ei trägt er's denn frei und offen —?"

„Nein — nicht frei und offen!" fiel der Peter Wirrlein ein. „Das — das ist's ja gerade, wodurch der Be-

weis hergestellt werden soll — das ist's ja gerade, sag' ich! Vielmehr haben die Drei gesagt —"

„Versteh' wohl," versetzte Jener „aber wie kann ich denn ermessen, wer ein Zeichen trägt, so er's verborgen hält?! Da mögen die Drei etwan doch einen Bestimmten gemeint haben —"

„Ei sicher — sicher haben sie's" — gab der Peter zurück.

„Also nennt ihn nur keck," befahl Herzog Albertus „und geb' Euch mein Wort: Der, so ein Zeichen auf dem Rücken trägt, das ich mit eigenen Augen sehen kann, selb Der soll seiner Strafe nimmer entgehen, und wär's mein bester Freund!"

„Wenn Das ist," fiel der Peter Wirrlein ein „und Ihr versprecht mir, hoher Herr, es mir nit entgelten zu lassen, so sich dennoch Nichts fände, will ich Euerem Befehl gehorchen!"

„Das versprech' ich Euch!" sagte der Herzog.

Der Wirrlein aber sagte: „Wohlan denn, so will ich ihn nennen. Der da ist's, hoher Herr — der Herr Kunz der Eisenmann ist's!"

„So sagt Ihr? Der wär's —?" entgegnete Herzog Albertus. „Der ist's nicht, Peter Wirrlein! Der so mir anwill, daß er in mir ertödte meine Gunst und Lieb für einen Ehrenmann mit Lügen und Trug, und der selbes Flecklein auf seinem Rücken trägt, der ist ein Anderer. Dem seid Ihr weit gewogener, als Diesem hier — obschon Der ein Ehrenmann ist — jener Andere aber ein wind-

flüchtiger, aller Welt lästiger Geselle, so sich nicht scheut, der Menschen Ruhe zu stören allhier in unserer Stadt — und nun so weit gekommen ist, daß er sich an unsere hoch eigene Persona wagt! Wißt Ihr, Herr Peter Wirrlein, wer Der ist? Der seid Ihr selbst, und Ihr selbst kommt daher mit dem rothen Zeichen auf Euerer Narrheit, Bosheit und Nacktheit, die Euer Mantel nicht decken kann! Merkt Ihr's nun, was Spiel mit Euch gespielt ward? Die Grub', die Ihr Dem hier gegraben, die ist's, in die Ihr selber fallt."

Wer auf die Kniee fiel, war Herr Peter Wirrlein.

Der Herzog wies ihn aber von sich und gab ein Zeichen.

Ein Trabant des Herzogs trat ein, mittlerweil der Peter Wirrlein bald nach links, bald nach rechts mit dem Kopf rückte, um seine Rückseite in Augenschein zu nehmen.

Was ihm aber nicht gelang.

„Laßt Das und müht Euch nicht ab," sagte Herzog Albertus. „Ihr sollt Euere Zier auch nicht abnehmen. Denn wie Ihr Anderen schwarze Flecken auf ihren guten Leumund geheftet, also soll Euch das rothe vor der Welt Augen gleichfalls bleiben, das Euch die vermeinten Freunde angeheftet haben. Fort da mit Euch, Ihr weltunnützer Geselle! Ihr verdientet den Falkenthurm — aber Ihr seid mir nicht werth, daß ich Euch nur einen Tag atz' und verhalte. Euere Strafe sei vielmehr insgleiche, wie Ihr die Ehre der Anderen verhöhntet! Wo Ihr aber wieder ein Wort wagt, die Menschen mit Euerer Narrheit belästiget

und ihnen mit Euerer Zunge Schaden zufügt, so laß ich Euch wieder daher führen und werf' Euch meinem Löwen vor — halo Sultan —!"

Im selben Augenblick erhob sich Etwas im Nebengemach. Das war der Löwe Sultan. Der trat mit halbem Leibe aus der Thüre und schaute grollend auf den Peter Wirrlein hin.

Hei, wie flog der Peter Wirrlein empor und wollte zur Thüre hinaus.

Der Trabant aber hatte ihm alsbald den Weg vertreten und führte ihn ab und hinab.

Da übergab er ihn zwei Dienern des Rathes.

Die flehte der Wirrlein bei allen Heiligen an, ihm das Flecklein vom Mantel zu nehmen, daß er dieses Schimpfes doch ledig sei, denn er ahnte noch immer nicht, was ihm bevorstand, und glaubte, er werde nur vor der Welt in's Bürgerstüblein geführt.

Die Diener des Raths waren aber nicht zu erbitten, und den Peter Wirrlein traf etwas ganz Anderes, als er vermeint hatte.

Als er merkte, wo Das hinauswolle, glaubte er, vor Schaam versinken zn müssen.

Es half aber Alles nicht. Er ward durch die Burggasse auf den Markt geführt, da sammelte sich über Kurz eine ungemeine Menge Volkes, dem Petrus aber ward eine Narrenkappe auf den Kopf, er selbst hingegen auf den Holzesel gesetzt.

Auf Dem mußte er eine Stunde reiten — und mittler-

weil' er da oben saß, ward ein großes Lachen und Gespötte wach. Das zog mehr und mehr Menschen heran, und wo immer Ihrer daher kamen und sich durchdrängten und fragten: „Was giebt's da? Wer sitzt auf dem Esel mit sei'm rothen Flecklein —?" da riefen die Anderen mit Jauchzen: „Der Wirrlein!" „Welch einer?" „Der Peter, der Peter!" „Der Peter vom Rindermarkt?" „Wie — was —?" Und das war ein Gefrag' und Gewirre sonder Gleichen um den Holzesel — und ein Spott und ein Gelächter, wie's seit Menschengedenken noch nicht erlebt worden war. Alle Augenblicke aber drängt' sich Einer hin, dem der Peter Wirrlein arg mitgespielt hatte, zog den Hut und sagte: „Hoia hop, Peterlein, hop, stoßt das Rößlein nit fast? Halt fest am Sattelknopf —!"

Blitz, hatte da der Peter einen Zorn, nicht zu beschreiben, daß er sich auf die andere Seite herumwarf. Da stand aber bald wieder Einer und sagte: „Hoia hop, Peterlein, mit Deinem bösen Züngelein und Deinem rothen Narrnfleckelein!"

Hei fuhr der Peter wieder auf die andere Seite und hin und wieder und sah bald nah, bald fernhin und ruck und wieder vor sich in größtem Aerger! Denn die Angelegenheit kam immer weiter. Der rieth ihm Das und der Andere Jenes, Der zieh' in einer Schelmenthat, der Andere wieder in einer anderen — item gerade so, wie's der Peter zu München gehalten, also geschah ihm zur Zeit hinwieder.

Allerletzt ritt gar der Herzog Albertus weitab vorbei,

und der Kunz Eisenmann ihm zur Seite. Die hielten ein Weniges an und lächelten, als sie den Peter auf dem Holzesel sitzen sahen, bis sie dann ihren Pfad fortsetzten, und der Peter Wirrlein hatte gut bitten und rufen und deuten. Das half ihm Alles nicht. Er mußte eine Stunde auf seinem Schlachtroß mit den hölzernen Ohren aushalten, und als die Zeit da war, daß er heruntersteigen durfte, auch sogleich einen gewaltigen Satz machte, auf den Boden zu kommen und von dannen wollte — ward er von selb den Dreien, die ihn in's Netz gelockt hatten, aufgehalten und riefen Die, indem sie ihn am Mantel faßten: „Halt Peter Flecklein vom Rindermarkt! Erst Narren-Ritter — nun Narr hinterm Gitter!"

Da erschrak der Peter unglaublich.

Denn das Narrenhäuslein am Rathhaus war sein letztes Verlangen.

Aber er mochte flehen, was er wollte, das frommte ihm Nichts, sein Schicksal war beschlossen. Also rief er: „Wenn's nit anders sein soll, mag's sein! Aber Euere Grausamkeit soll verdammt werden bei Kindern und Kindskindern, denn ich bin der beste Ehrenmann von ganz München!"

Auf die Worte entstand ein großes Gelächter und Gespött und wollt' Alles hinzu, den größten Ehrenmann von München zu sehen, also gab's ein wüthiges Gedräng heran. Der Peter Wirrlein aber drängte auch, gerade aus, auf's Narrenhäuslein zu, die Rathsknechte sprangen hinter ihm drein, damit er ihnen nicht entkomme, und alles Volk

rief, wie aus einem Mund: „Peter Flecklein, halt' ihn auf, den Peter Flecklein vom Rindermarkt!"

Nun bedarf's da weiters keines Berichtes, wie schalkhaft dem Wirrlein mitgespielt ward, als er am Narrenhäuslein war und doch nicht hineinwollte, vielmehr zweimal um dasselbe herumstürzte, all mit fliegendem Mantel und seinem hochrothen Zeichen darauf und seine Narrenkappe auf dem Kopf — bis er zuletzt doch nimmer auskonnte und in's Gitterthürlein geschoben ward — auch was er da noch Alles hören mußte, so lang' er drin auf und ab spazierte.

Als er aber gen Abend frei ward, war er seiner Hetze noch nicht ledig. Denn er mochte laufen, so schnell er konnte — es folgte Groß und Klein bis an sein Losament und sandte ihm seinen Spottnamen nach.

So war die Sach' und Angelegenheit mit dem Peter Wirrlein beschaffen.

Derselbige konnt' sich vor weiterem Spott zu München nimmer halten und nahm über kürzeste Frist von allhier Abschied, soll sich auf's Weitere in's Schwäbische begeben, da aufs Spätere hin Nutzen aus harter Lehr' gezogen haben und ein verträglicher, nutzbarer Gesell geworden, auch in ziemlich gutem Leumund verstorben sein.

Hie zu München aber wußte man von all seinem weiteren Schicksal lange Nichts, sprach gleichwohl oft von ihm, und das Angedenken hat sich bis heut' zu Tag noch nicht verloren.

So demnach ein windflüchtiger Gesell sein Näslein

mit zu viel Vorwitz in hiesiger Menschen Angelegenheit zu stecken vermeint, als daß er fragt: „Wie, was — wer —?“ und wollen ihn Nichts wissen lan, da sind Dieselbigen gleich bei der Hand und antworten: „Der Peter Flecklein vom Rindermarkt —!“

Da merkt der Andere meist bald, wo Das hinauswolle, zieht selb sein Näslein zurück und läßt sich's zur Lehr' dienen.

So aber nicht, und daß er sich gar unterfängt, Ehrenleuten Etwas aufzuheften — da könnt's ihm noch schlimmer gan, als sie dem Peter Wirrlein vor dreihundert Jahren gethan.

Schluß.

Nun hab' ich Euch für dieß Mal genug erzählt. Oder wollt Ihr noch eine Kunde?

Von Herzen gern. Lest's aber mit Bedacht, ob Ihr groß oder klein seid, und nehmt Euch ein gutes Exempel daran!

St. Onuphrius auf dem Eiermarkt.

Zu München, nächst dem Rathhaus, gar alt,
Ist St. Onuphrius angemalt.
Der zeigt sich wohl in seiner Blöße,
Wo auch nicht in der ganzen Größe —
Was aber Dem begegnet ist,
Das hat sein' Sinn zu jeder Frist!

Item. Der St. Onuphrius
War wohl geneigt zu scharfer Buß',
Doch war er da nit übereilig
Und allerst noch lang nit heilig.
Das merkt' er oft, ward recht beseelt
Und sah auf sich mit großem Schrecken —
Doch hätt' er bald auf's Neu' gefehlt,

Und sah er dann der Seele Flecken,
So dacht' er: Wann die Sonne strahlt,
Will Jeder sich des Lebens freu'n.
Ei, sterben werd' ich nicht so bald —
Und wenn — so kann ich viel bereu'n!

Nun schritt er einst in einem Forst,
Sah dort und da in einen Horst,
Tappt' auch nach Lust auf alle Wipfel
Und gar die höchsten Felsengipfel.

Denn's war der St. Onuphrius
Ein Herr von überlangem Baue
Und stand er mit sei'm mächt'gen Fuß
Zu tiefst in grünem Gras und Thaue,
So stand er da, als wie ein Berg —
Und war der größte Mann auf Erden,
An ihm gemessen, schier ein Zwerg —
Das macht' ihm öfters viel Beschwerden.

Denn's trug kein Tuch um seine Lenden,
Und Hunger spürt' er oft für Zehn',
Das war nun einmal nicht zu wenden,
Und wie er war, so blieb's gescheh'n.

So schritt er denn im selben Hain.
Da sah er, hart an grünem Rain,
Ein schön anmuthig Mägdlein kommen,

Hätt' auch in Kurzem wahrgenommen,
Wie Das just seines Pfades ginge;
Und trollt' er erst ganz träg einher,
Nun ward er plötzlich guter Dinge
Und dacht' sich: Selb erfreut mich sehr,
Die ist ja hold, wie Apfelblüthe!
Mir wird ganz wohl in mei'm Gemüthe,
Kömmt da in solcher Pracht und Güte
Ein sanftes Kind des Weg's daher.
Und hätt' ich einen Gram im Herzen,
Der wiche, wär' er noch schwer —
So ich nur kosen dürft' und scherzen!

Und alsbald kniet er auf den Steig,
Damit er sich demüthig zeig',
Und sprach: „O Mägdlein, laß Dir's klagen,
Ich bin Dir gut, gar nicht zu sagen!
Und bist Du mir's, soll ganz und gar
Kein Wunsch sich unerfüllt erzeigen,
Und wär's ein Königreich, fürwahr,
Ich biet' es Dir, es sei Dein eigen,
Denn was ich will, das muß gescheh'n,
Nichts kann hienieden widersteh'n!
Siehst Du den Baum da, hoch und breit?
Den brech' ich ab, wie einen Stecken —"
Und thät' es gleich. Das krachte weit,
Und thät' der Baum viel Boden decken.
Und Jener sprach: „O Mägdlein, mein,

Selb sind Onuphrio nur Spiele,
Drum, was er immer möge sein,
Da fehlt sich's nicht, ich komm' zum Ziele!"

Und sprach noch viel zum holden Kind,
Was er in seiner Brust empfind',
An dringlich innerstem Begehren,
Und daß er's wolle acht' und ehren.
Das sagt er Alles möglichst leise,
Doch sprach er süß auf alle Weise
Und sprach er noch so ruhig bieder,
Es hallte doch im Forste wider.

Drauf sah das holde Kind ihn an,
In seinem Auge reinstes Feuer,
Und flüsterte: „Du großer Mann,
So reich ist Deiner Minne Steuer?
Was ich beschließ', vernimmst Du bald —
Doch sei Dein Inn'res auch ergründet.
Sag', ob nie andere Gewalt
Dein gar so reines Herz entzündet?!"

Da sagte St. Onuphrius:
„Erwürb' ich so mir einen Kuß,
Nein! Ward auf Lüge nie betroffen —
Es sei mein Herz Dir gänzlich offen!
O ja, mein Kind, ich hab' schon oft
Nach and'ren Freuden hingesehen,

Hab' oft geliebt, gestrebt, gehofft,
Und ist manch' kühner Schritt geschehen!

Oft sah ich, wie zu Dir, hinab,
Fürwahr als recht verweg'ner Kunde,
Das Letztemal, ich glaub', 's war knapp
Vor weniger — denn einer Stunde!
Nun hast Du treulichsten Bericht
Und wirst mir meine Schuld verzeihen,
Was eh' geschah, bedenk' es nicht,
Ich will mich Dir nun gänzlich weihen!

Da ward der schönen Jungfrau Stirn',
So klar und schimmernd wie ein Firn,
Gemach von düstrem Ernst umzogen,
Als wie von drohn'den Wolkenwogen.
Von sanft gebauten Schultern quoll,
Voll Glanz ein Paar hellgüldner Flügel,
Drob wurde Alles plötzlich voll
Des schönsten Lichts ob Hain und Hügel.
Der Fersen zart gegürtet Paar
Sah man sich überleicht erheben,
Und einen Engel wunderbar
In Gloria vor den Augen schweben,
Der sich, viel Wehmuth im Gesicht,
Zu ihm mit großem Vorwurf neigte,
Und mahnungsvoll, wie zum Gericht,
Hinauf zu Gottes Himmeln zeigte!

Und da er lang ihn angeblickt,
Darauf, mit heil'ger Angst beschickt,
Sein Haupt Onuphri niederlegte,
Gar allertiefste Rührung hegte
Und unter seines Waldes Dom
Voll Schaam und voll Zerknirschungsschmerzen
Und mit der Zähren reichstem Strom
Dem Herrn sich gab im tiefsten Herzen,

Da sprach der Engel: „Großer Mann,
Wie winzig liegst Du nun auf Erden!
Thu' ich Dir solchen Schrecken an,
Ein Nichts am Zürnen der Geberden —
Wie willst Du einst, am Lebensziel,
Vor Gott die sünd'gen Scheitel beugen,
So Er Dich fragt: „Hast Du wohl Viel'
Vor mir geliebt — und meinem Zeugen?!"

Und reuig, stammelnd, sonder Wehr'
Vernahm der große Mann die Lehr'.

Und als die Brust in Sehnsucht schwoll,
Vergebung innig zu erflehen,
Er's Aug erhob, von Thränen voll —
Da war kein Engel mehr zu sehen!
Vergebung flüstert' nirgends her.
Doch fühlt' Onuphri leises Hoffen

Und sprach: „Du mahntest mich wohl schwer —
Doch hast Du ganz mein Herz getroffen.
Gott lieb' ich nun allein, thu Buß',
Denn Sein Gericht kömmt jäh und eilig!"

Drauf stand er auf, Onuphrius —
Und lebt' und lehrt' — und war noch heilig!

Berichtigung.

S. 30	Z. 13	v. o.	lies:	Der	statt:	der.
„ 30	„ 18	„ „	„	Denen	„	denen.
„ 33	„ 7	„ „	„	Das	„	das.
„ 34	„ 19	„ „	„	Nichts	„	nichts.
„ 34	„ 3	v. u.	„	Das	„	das.
„ 37	„ 12	v. o.	„	Nichts	„	nichts.
„ 40	„ 11 u. 13	„ „	„	es	„	sie.
„ 40	„ 18	„ „	„	ihm	„	ihr.
„ 40	„ 19	„ „	„	es	„	sie.
„ 43	„ 9	v. u.	„	Kaiser	„	Kaiser.
„ 85	„ 3 u. 4	v. o.	„	Menzelius	„	Wenzelius.
„ 129	„ 13	„ „	„	der	„	das.

Trautmann, Franz,

Das Plauderstüblein darin froh und ernste Kunde zu finden

München 1855